

Impressum

Autor und Herausgeber: Franz-Josef Emmerich

66709 Rappweiler

Email: info.britteneinhochwalddorf@t-online.de

[www: britten-ein-hochwalddorf.de](http://www.britten-ein-hochwalddorf.de)

Alle Urheber- und Verlagsrechte vorbehalten, alle Teile sind urheberrechtlich geschützt, © Nachdruck, auch auszugsweise, Kopien, Fotos, Abschriften, Vervielfältigungen, Mikroverfilmung, Übersetzung, Medien Speicherung, und Weitergabe an Dritte nur mit schriftlicher Genehmigung des Rechtsinhabers. Zusammenstellung ist nur für den privaten Gebrauch bestimmt, daher sind auch keine Datenschutzrechte abzuleiten. Rappweiler. 2025

Neuaufgabe
Roman
„In diesem Land“

Erstes Buch:

Britten

Im letzten Wagen der Kleinbahn zog ein Arbeiter einen Koffer aus dem hölzernen Gepäckfach.

Vielen Dank für die Freundlichkeit, sagte Werner.

Man, sagte der Arbeiter, was hat da Jüngelchen für feine Manieren.

Stadtkinder, sagte ein Opa. So sind die jetzt.

Der Zug hielt mit einem Ruck. Werner drückte den eisernen Hebel nach unten, stieß die Tür auf, ließ den Koffer auf das Trittbrett plumpsen und schleifte ihn, die Schulter tiefer als nötig gebeugt, zu der Sperre, wo ein Kontrolleur die Fahrkarten auf den Handteller einsammelte.

Im Schatten wartete Onkel Pidli mit einer Kutsche. Peitsche in der Hand, Schirmmütze auf dem Kopf. er wehte Max, den Schimmel, die Fliegen verriet mit einem Schlag seines Schweifs, daß er hinter dem mächtigen Max im Gespann war.

Onkel Pidli traute seinen Augen nicht, als er Werners Matrosenbluse, kurze weiße Hose, Schnürschuhe über den staubigen Platz wanken sah, als habe er ein halbes Schwein im Koffer. Er strich sich mit Daumen und Zeigefinger über den aufgebogenen Schnurrbart, steckte die Peitsche in das Halterohr und lief dem Stadtkind auf seinen alten Beinen ungelenkt entgegen. Laufen war seine Sache sonst nicht, und er mußte bei den Ulanen gewesen sein, wo sie ihm die Beine zum letzten Mal langgezogen hatten.

Werner ließ den Koffer Koffer sein. Er stürzte auf Onkel Piddi zu, wollte ihm um den erwartungsvoll vorgereckten Hals fallen, ließ aber mit einem Griff an die dicken Bauernarme bewenden. Onkel Piddis schnappte den Koffer, hängte ihn an zwei Finger und Schmulzelte.

Sie fuhren im Schritt durch das hoffähige Losheim. Erst am Friedhof fielen sie in Zotteltrab. Der Zoll habe nichts von ihm gewollt, sagte Werner.

Oh, die Zollbeamten sähen es den Leuten an, ob sie Schmuggeln wollten oder nicht, sagte Onkel Piddi. Wenn sie ihn ohne Kontrolle durchgelassen hätten, hielten sie ihn für einen ehrenwerten Bürger aus dem Saargebiet.

Und wenn er, Onkel Piddi, mal über die Grenze führe, hielten sie ihn für einen ehrenwerten Bürger aus dem Reich?

Das wird sein, sagte Onkel Piddi.

Die Birken am Straßenrand zitterten im Wind. Werner Leckte den Zeigefinger, hielt ihn in die Luft und sagte: Ostwind. An dem Hohlweg mit seinen Sandwänden und den sie düster überragenden Fichten fielen die Pferde wieder in Schritt. Auf Mortiz Schenkeln sprangen die Adern gegen die Haut. Er ging eine Handlänge vor dem Max.

Mann, ist der Himmel blau, dachte Werner. Er hätte ihn am liebsten gestreichelt, glatt, so zart und licht war er. Wie unheimlich mußte er gewesen sein, als der Gemeindeförster Jochum in der Neujahrsnacht den Hohlweg hinaufgestapft war und der Mond ihm sein Gift auf die Schulter strich. Unter einer schweren und immer schwereren Last war der Gemeindeförster Jochum durch den Schnee gewankt, in die Knie gesunken und keuchend auf allen vieren weitergekrochen. Hätten die ei-

sige Luft und die tiefe Stille nicht den Schlag der Kirchenuhr beflügelt und der fromme Ton der Hexe auf seiner Schulter mit christlicher Mahnung in ihrem von Flammen umzuckten Bannkreis verwiesen, die Arbeiter der Frühschicht hätten den Gemeindeförster Jochum auf dem Weg zur Kleinbahn gefunden, weiß im weißen Schnee und steif wie ein Brett.

Werner atmete auf, sobald sie die Steigung erklommen hatten. Rechter Hand duckten sich die „Hütten“ zwischen den Dörfern ausgesetzte klägliche Behausungen, in dunkles Gesträuch. Im Wiesengras und schimmerte die Bergener Mühle, mit der Werner die Erinnerung an eine entfernte Verwandtschaft verband. Er wollte Onkel Piddi danach fragen, ließ es aber sein, denn die Verästelungen und Verzweigungen der Bretter Sippe begriff er nicht leicht. Es hatte ihn selbst Mühe gekostet, zu verstehen, in welcher Blutsverwandtschaft er zu dem Manne stand, der da neben ihm die Zügel in den schweren Bauerhänden hielt. Sein Onkel war er nur dem Namen nach. Der Mann einer Halbschwester seiner Mutter war Onkel Piddi, also ihr Schwager. Er war aber auch der Bruder der Großmutter, also der leibliche Onkel der Mutter. Einen Onkel und Schwager in einer Person zu haben- was hätte Werner darum gegeben. Er musste sich damit begnügen, der Großneffe des Pferdebauern und des Gastwirts Peter Orth zu sein, der eine Kutsche sein eigen nannte und im Winter einen von Max und Moritz gezogenen Schlitten durch die verschneiten Wälder lenkte.

In einer Linkskurve tauchten bis zum Horizont gestaffelte Höhenrücken auf. In der Ferne zog goldener Dunst den unsichtbaren Lauf auf der Saar nach. Wiesentäler schimmerten unter dem starren Auge der Sonne. Äcker harkten die Erde auf. An einem Hang klammer-

ten sich Apfelbäume. Über ihren Wipfeln zog die Friedhofmauer die Grenze zu den Gräbern.

Die roten Ziegeldächer von Britten liefen in spitzen Winkel auf die wehrhaft in einem Panzer von Walddisteln steckende, dem heiligen Wendalinus geweihte Kirche zu, die ihre Turmadel schwarz in den Himmel stieß.

Onkel Piddi lenkte die Kutsche auf den steil abfallenden steinigen Dorfweg. Sie rollten an Häusern und Misthaufen vorbei, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Nur ein struppiger Hahn krächte trotz Hitze angriffslustig in seinem Drahtpferch.

Die Pferde zogen die Kutsche von selbst auf den sandsteingepflasterten Hof und blieben, mit den Vorderhufen scharrend, müde stehen. Onkel Piddi setzte den Koffer auf der Treppe ab, die mit einer wenigen Stufen ins Haus führte. Mit zungenschnalzen trieb er Max und Moritz zum Schuppen weiter, brachte die Kutsche unter, spannte die Pferde aus, ließ sie im Komp saufen und in den Stall trotten. Hinter Max hoher Kuppe stolperte Werner in die nach Tierleibern, Heu und Kuhfladdern riechende Dämmerung. Er begrüßte die Kühe mit Namen, fragte, wie die Kälber hießen, und tappte In den Schweinestall, wo er das Licht anknipste, um die Quietschenden Ferkel und die Sau flüchtig in Augenschein zu nehmen.

Jetzt ist es an der Zeit, sich zu melden, sagte Onkel Piddi, sobald er den Pferden Heu in die Raufe gestopft hatte. Werner durfte ihnen eine Handvoll Hafer in die Kippen werfen. Er wollte durch die Scheune ins Haus laufen, da fiel ihm der Koffer ein.

Draußen gab ihm die Sonnen einen Schlag quer über die Augen. Ein Flügel der Eichentür mit den Eisenranken vor den quadratischen Scheiben stand offen. Mit

dem Knie schob Werner in den mit Platten ausgelegten Gang. Eine Holzterrepe schwang sich breit und steif zum Saal hinauf. Werner hatte die Stufen gezählt: vierundzwanzig. Er stieß einen Flügel der in die Wirtschaft führenden Pendeltür auf und ließ ihn schnarren. Beim Zurückschwingen erzeugte der Schnapper einen metallischen klickenden Ton, der seinen Besuch ankündigen sollte. Doch Onkel Piddi war schon auf dem kürzeren Weg durch die Bachstube aufgekreuzt, wo Tante Bebbi gerade aus dem Ofen gezogenen Brote in Weidenkörben auf der zum Obergeschoß führende Treppe absetzte, ein auf jede Stufe. Sie wischte sich, Schweißtropfen an Stirn und Kinn, die Hände an der Schürze ab und watschelte, so schnell es ihre Beine zuließen, durch die Küche ins Wohnzimmer, die Stuff.

Werner drückte die Tür zur Stuff vorsichtig auf, um sie niemanden gegen den Bauch zu knallen. Er sah Tante Bebbi in ihren steif auf die Füße fallenden Pflaumenblauen Rock am Tischende stehen. Dort stand sie immer, wenn er in die Ferien kam.

Mit ihrem gekoteten grauen Haar und dem zahnlosen Mund kam Tante Bebbi Werner wie eine Greisin vor, die eine biblische Zahl von Kindern geboren hat. Dabei war sie noch keine sechzig Jahre alt und hatte mit drei Buben und einem Mädchen keineswegs das Soll erfüllt, das ihr ein Kapuzinerpater bei der nach langer Zeit immer noch schwefelgelb durch das Gewissen zukenden Mission als ihren christkatholischen Beitrag zur Mehrung des Gotteslobes auferlegt hatte.

Werner drückte Tante Bebbi einen flüchtigen Kuß auf die Wange und wischte sich verstohlen die Lippen. Der Duft des Brotes stieg ihm in die Nase. Bist du am Backen? Fragte er einfältig. Schon war er in der Küche. Der

Deckel des Tisches, in dem Tante Bebbi den Teig knetete, war über die Muhl gestülpt. Zugedeckt stand auch das Rumpfaß auf dem Wandschrank. Werner freute sich auf den flüchtigen Augenblick, in dem die über kreisende Holzblätter gedrehte Milch anschicken würde, Butter zu werden, und er den Rahm für die Sahne noch rechtzeitig herausfischen könnte. Noch ein Schritt, und er war in der Backstube.

Die Hitze warf ihn fast zurück. Er atmete durch den Mund. Tante Bebbi, bitte, mach den Ofen noch mal auf, bettelte er. Er wollte wenigstens die Glut sehen. Feuer zog ihn an. Er rannte herbei, wenn die Männer in den tintenblauen Uniformen, die Helme mit dem Nackenleder eilig aufgestülpt, ihren knallroten Wagen unter gewaltigem Gebimmel aus dem Spritzenhaus führen und den Schlauch mangels würdiger Ziele übungshalber auf das Schuldach richteten, das sie mit sintflutartigen Wassermassen übergossen.

Tante Bebbi schob den Riegel auf. Im Rachen des Ofens spielen Flammenzungen. Niedergebrannte Lohknüppel bleckten schwarze Zähne. Mit der Keescharte Werner die Glut zusammen.

Tante Bebbi paßt auf, daß er keinen Unsinn machte. Im dreißigjährigen Krieg haben die Soldaten die Bauern in glühende Backöfen gesteckt, sagte sie. Männer und Frauen und Kinder. Die haben geschrien und geschrien.

Und die Soldaten?

Die Soldaten? Tante Bebbi schob den Ofen zu. Die haben gelacht und gelacht.

Was können wir froh sein, daß wir heute leben, sagte Werner.

Tante Bebbi nahm ein übriggebliebenes Brot vom Tisch, in das sie, wie in allen anderen, ihren Daumen ge-

drückt hatte. Sag es nicht zu laut, brummte sie. Die Menschen bleiben die Menschen.

Onkel Piddi rief Werner zu sich in die Stube. Mit untergeschlagenem Bein setzte Werner auf das Sofa, das Geweih eines am Hundscheidweiher geschossenen Zwölfenders über dem Kopf. Er guckte zu, wie das goldene Mädchen auf dem goldenen Pendel der handgeschnitzten Pendüll hin- und herschaukelte, und erkundigte sich nach seiner Patin- „Goda“ sagten die Britter, sie hatten für alles einen Namen, eine eigene Sprache hatten sie sogar, die kein Fremder verstand. Er fragte auch nach seinem Vetter, dem Kusing Rudolf der seine Arbeit im Walzwerk der Völklinger Hütte aufgegeben hatte, um Onkels Piddis Gast- und Landwirtschaft zu übernehmen, denn Onkel Piddi wollte sich zur Ruhe setzen. Er vergaß Kulla und Alain nicht, Erna und die Tagelöhner, soweit er sie kannte.

Der Koffer sei oben, sagte Onkel Piddi. Werner schlafe diesmal nicht im alten Haus. Da habe die neue Magd ihr Zimmer, die Frieda.

Werner verzog das Gesicht. Onkel Piddi zwinkerte ihm begütigend zu. Er solle nur mal raufgehen, sagte er. Oben sei jetzt ein Fremdenzimmer. Auch das Bad sei fertig. Aber erst wolle er bestimmt eine Limo trinken.

Werner hatte Brand, doch das Fremdenzimmer war ihm wichtiger als die Limo. Nur das Wort passte ihm nicht. Es hörte sich abweisend an. Wozu sollte er in einem Fremdenzimmer schlafen? Er war doch hier daheim.

Kaum hatte er den Schlüssel im Kastenschloß gedreht und die Tür aufgestoßen, war er versöhnt. Soviel Glanz hatte er in einem Schlafzimmer noch nicht gesehen. Die Möbel waren blendend weiß. Übermütig ahmten sie Wellen nach. Pflanzen, geschwungene

Stengel, sich öffnende Blätter. Ein Schrank fing mit seinem die Tür ausfüllenden Spiegel das Licht, warf es zurück.

Himmel, was für ein Bett! Alle fünf Vettern hätten als Buben zusammen darin schlafen können. Werner nahm für die Höhe Maß: Die Matratze ging ihm über die Hüfte. Er zählte die geschwungenen Schubladen der Kommode: sechs. Oben drauf stand eine Vase aus Steingut mit Gräsern und Kornblumen. Geschweifte Beine trugen einen an den Kanten abgerundeten Tisch. Die auf den Dielen getupften Stühle schienen auf Besucher zu warten. Jetzt hatten sie ausgewartet. Jetzt war er da, Werner. Er gab dem Zimmer gleich einen anderen Namen: das weiße Zimmer. Er nannte es mehr anders.

Am Abend, als Onkel Piddi, Rudolf, Kulla, Alain und die Goda über gekochtem Dürrfleisch und Saubohnen und Dampfkartoffeln die Maul- und Klauenseuche auf dem Hunds buckel besprachen - anderen Frauen hörten zu - fragte Werner in einer Gesprächspause nach den Möbeln im Weißen Zimmer. Erst verstanden sie ihn nicht. Als der Groschen gefallen war, sagte die Goda, die Möbel seien von Villeroy's.

Den Herren von der Mosaikfabrik? Fragte Werner. Mosaikfabrik, verbesserte er sich rasch, denn so sagten die Bretterer.

Ja, denen. Die Goda wischte eine Mücke weg, die um ihr Dürrfleisch kreiste. Aus dem Lothringen kämen die, eine alte Familie. Vielleicht noch älter als die Orths.

Wir waren aber vor denen hier, sagte Onkel Piddi.
Wir waren all sein Leben hier.

Es sind schöne Möbel, sagte Werner.

Du hättest sie sehen müssen, bevor der Schleiflack draufkam, sagte Rudolf. O Jesus, sahen die aus.

Ja, sagte die Goda, es ist alles Barock.

Werner biß sich auf die Lippen. Er wußte nicht, ob mit dem fremden Wort das Holz oder er was anders gemeint war. Fragen wollte er nicht. Sie wußten in Britten zwar vieles, wovon er nicht verstand. Aber Fremdwörter zu erklären, war nicht ihre Sache.

2

Das Herz des neuen Hauses war die Stuff.

Hier saßen jeden Samstagabend die Auserwählten und redeten und redeten – gescheit wie sieben Füchse, sprachgewaltig wie Propheten, weltverbessernd, daß es dem lieben Gott am Schöpfungstag den Atem verschlagen hätte. Wortkünstler, Satzathleten und Geistesluft atmende Höhenmenschen, ließen sich die Auserwählten nicht mit dem gemeinen Volk in der Wirtschaft ein. Die Stuff war ihnen und ihren neunmalklugen Sprüchen vorbehalten. Meistens brachten sie ihre Ansichten und Einsichten einzeln und wohlgeordnet vor. Schwirrten ihre Rufe aber einmal wie eine Tüte voller Mücken durcheinander, so nur, weil der Druck auf ihre Lippen zu stark geworden war und ihnen die Worte überquollen.

Mit angezogenen Knien kauerte Werner am ersten Feriensamstag im Ohrensessel und musterte von seiner Ecke aus die Auserwählten. In breiten Hosen und überstrammte Brustlappen aufgeknöpften Jacken hockten der Kuhbauer Schlenksen und Meister Philippi von der Mosaikfabrik auf dem Sofa. Vor der Fensterbank mit den Topfblumen thronte der Metzger Weber. Er hatte den Stuhl wegen seines Bauches ein gutes Stück vom

Tisch weggeschoben und steckte die massigen Beine aus. Hager und steif saß der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim dem Kuhbauern Matz gegenüber. Ihm zur Seite spielte der Schullehrer Barthry mit den Knöpfen seines aschgrauen Schiletts, das ihm, zusammen mit den aufgebügelten Hosen und den zum Anzug passenden Krawatten, den Ruf eines gut angezogenen Mannes, bei gröberen Naturen freilich den eines Lackaffen eingebracht hatte. Am unteren Tische, auf Armeslänge von Werner entfernt und den Rücken kehrend, schlüfte Onkel Piddi, schweigsam wie stets, wenn er keinen Gast zu unterhalten hatte, seinem Viez.

Die Rede floß der Auserwählten nicht wie sonst vom Mund. Mißmutig hielten sie sich bei den schweren Zeiten auf, und wie aus einem Munde hieß es: So kann es nicht weitergehen.

Der Schullehrer Barthry betupfte seine Locken mit den Fingerspitzen und sagte: Ja, die Arbeitslosen. Noch ein Millionchen, und es ist Feierabend, Sozis und Nazis Schlagen sich schon jetzt den Schädel ein.

Gegenseitig, gegenseitig schlagen sie sich den Schädel ein, sagte der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim.

Der Schullehrer Barthry lächelte. Die Kommune bekämpft die Sozis, sagte er, und was will man uns weismachen? Entweder machen es die Roten oder die Braunen, so tönt es. Rechts oder links, das ist die Frage? Ja, meine Herren, ist in der Mitte denn lauter Luft?

Sehr richtig, rief der Metzger Weber, Das Zentrum hält Leib und Seele zusammen. Und wenn schon Flügel – ich tippe eher auf links als auf rechts. Die Sozis ist die stärkste Partei im Reichstag. Bilden sich nichts darauf ein, Philippi. Auch mit der Kommune muß man rechnen. Harte Burschen. Was kann die Rechte dage-

gen setzen, frage ich Sie? Die Deutschnationalen allein schaffen es nicht. Hitler, Hitler- wenn ich das Geschrei nur höre. Der Kerl hat nicht mal die deutsche Staatsangehörigkeit. Und seine Schlägerbanden – ich bitte Sie, die schlagen uns doch die Demokratie nicht kaputt. Notfalls gibt Brüning dem braunen Adolf einen Tritt in den Hintern.

Der Büromensch Mohm aus vom Amt in Losheim räusperte sich. Sein Adamsapfel zappelte einmal auf und einmal ab. Er blinzelte in Richtung auf den Metzger Weber und sagte: Ihr Wort in Ehren. Aber es ist Schnee von gestern. Heute gewählt, und wir hätten einen Erdbeben für Adolf.

Der Metzger Weber blies die Lippen auf, Erdbeben für Adolf brummte er. So ein Blödsinn.

Der Büromensch Mohm von dem Amt in Losheim trank einen Schluck Bier, setzte ein Glas auf einem Pappdeckel ab und lächelte fein. Den Adolf halten keine zehn Pferde mehr auf, sagte er.

Der Meister Philippi von der Mosaikfabrik lachte schallend. noch 'n Witz, rief er.

Lach nur, sagte der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim. beim Adolf wird dir dein Lachen vergehenrot, wie du bist.

Der Meister Philippi von der Mosaikfabrik lachte noch lauter. Er kommt hinter den Atmen, dachte Werner.

Adolf sagt es den Leuten, Der Büromensch Mohm vom Amte in Losheim hob den Zeigefinger. Er redet wie zehn Pastöre. Und was er sagt, hat Hand und Fuß. Ist das Schanddiktat von Versailles etwa kein Schanddiktat? Liegt Deutschland etwa nicht am Boden? Schlagen uns die Sieger nicht immer noch in die Läuskaul? Wir in Britten haben ja keine Ahnung von der Not im Land. Aber fahr mal einer ins Ruhrgebiet oder nach

Berlin – da ist was gefällig. Und da blüht den Braunen der Weizen.

Er setzte die Brille auf und nahm den Meister Philippi von der Mosaikfabrik ins Visier. Ich will Meier heißen, wenn der Adolf nicht den Reibach macht, sagte er.

Der Kuhbauer Matz reckte das unrasierte Kinn vor und fuhr sich mit fünf Fingern von der Stirn zum Nacken durch das graue Haar. Wahrlich, ich sage euch, rief er mit feierlichem Ernst, die letzten Tage werden schlimmer sein als die ersten.

Komm, hör auf, rief der Meister Philippi von der Mosaikfabrik. Er steckte sich eine Zigarette an und blies einen Kringel in die Glocke der niedrig hängenden Lampe. Eins steht fest, sagte er, von mir kriegt der Sprücheklopfer, der Anstreicher, der gesenkte Hund keine Stimme, und wen er alt wird wie Methusalem.

Gib noch so eins, sagte der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim. Seit wann ist Schaffen eine Schande? Ausgerechnet ein Handwerker muß so einen Scheißdreck reden.

Der Meister Philippi von der Mosaikfabrik schlug auf den Tisch. Jetzt hast du dich verraten, schrie er. Ein Hitler bist du. Mit einer heftigen Bewegung warf er sein leeres Bierglas um.

Als sei das ein Zeichen zum Austrinken, kippte der Kuhbauer Matz seinen Knuppen, der Schullehrer Barthry goß den Rest Viez in die Kehle, der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim sein Bier, und der Metzger Weber schwenkte sich das Maul mit Saarwein aus. Onkel Pidli rappelte sich hoch, sammelte Gläser und Pötte auf ein Tablett. Werner stellte rasch sein Limo drauf, der Meister Philipp i von der Mosaikfabrik sein Bierglas – und schockelte in die Wirtschaft.

Der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim

wehrte sich, wenn auch schwach, gegen den Verdacht, ein Hitler zu sein. Halt du mal den Zug der Zeit auf, sagte er und wiegte den Kopf, der mehr Knochen als Fleisch war. Man muß Adolf eine Chance geben. Das heißt nicht, daß ich unbedingt wünsche- versteh mich Recht- daß ich unbedingt wünsche, er soll ans Ruder kommen. Aber, wie gesagt, eine Chance. Dann muß er zeigen, was Sache ist.

Der Schullehrer Barhtry zupfte an seiner Krawatte. Angenommen, er käme dran, sagte er, angenommen nur mal. Wie lange könnte er sich halten? Von Ostern bis Pfingsten, bestenfalls.

Allo, sagte der Metzger Weber.

Mit Sprüchen kann man Deutschland nicht regieren. Der Schullehrer Barthy nahm die Finger von der Krawatte, drehte einen Bierdeckel auf die Kante. Klammuk machen, kritisieren auf Teufel komm raus, versprechen, was nicht zu halten ist- das alles kann man machen, wenn man nicht an der Regierung ist. Einmal in Berlin, sieht alles anders aus. Er dort versagt, muß abtreten. Warum sollte Hitler besser ergehen als anderen?

Onkel Piddi brachte die Getränke. Werner bekam eine neue Flasche Limo, eisgekühlt.

Der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim zog ein Taschentuch aus der Jacke, faltete es, drehte den Kopf vom Stuhl weg, bückte sich, schneuzte sich schwach, richtete sich auf faltete das Taschentuch Naht an Naht zusammen, steckte es in den Motzen zurück. Wo Adolf den Stiefel hinsetzt, bringt ihn keiner mehr weg, sagte er und nickte.

Wenn er keinen Tritt in den Hintern kriegt, rief er Metzger Weber. Er war ein stolzes Mannsbild, wie er groß und breit dasaß und die Fingerspitzen, am kleinen

Finger angefangen, auf den Tisch trommelte.

Könnt ihr die Finger nicht stillhalten? Fragte der Kuhbauer Schlenksen Matz.

Der Metzger Weber hörte auf Klavier zu spielen. Er trank einen Schluck von dem Besseren, den Onkel Piddi vom Weingut Wagner aus Ockfen bezog, fingerte ein Lederetui aus der Jackentasche, zupfte eine Zigarre heraus, befeuchtete das dicke Ende mit seiner roten Metzgerzunge, schnitt es mit dem Kastriermesser ein, klopfte die Taschen ab, schüttelte den Kopf und bat um Feuer.

Es zeigte sich, daß keiner der Auserwählten Streichhölzer hatte, obwohl der Meister Philippi von der Mo-saikfabrik eben noch gequalmt hatte. Lauf zum Konsummatz, Werner, sagte der Metzger Weber, Fixfeuer holen.

Werner stiefelte nach draußen, überzeugt daß die Auserwählten ihn nur in die Dunkelheit jagten, um seinen Mut auf die Probe zu stellen. An der Haustür holte er Tief Luft, pumpte sich auf wie ein Maikäfer und tappte los.

Bis zum Konsum war es nur einen Steinwurf weit, aber in der Nacht verschoben sich die Wege, und auf Entfernungen war kein Verlaß. Wenn er nur erst die Gartenmauer gefunden hätte. Warum war auch gerade Neumond? Ah, da ertastete sein Fuß den Kulang. Der war knochentrocken, es hatte lange nicht geregnet. Jetzt nur dem Kulang nach, Schritt für Schritt, rechter Arm ausgestreckt, Hand in Halbkreisen pendelnd. Fix-Feuer hatten sie im Sack, die Auserwählten, so wahr, Jesus lebte.

Hurra, die Mauer! Wie gut riecht der Garten. Die Rosen dufteten, anders als am Tag, ein bisschen bitterer, voller. Da. das Käuzchen; komm mit, komm mit. Wen holt der Totenvogel ab? Tante Bebbi? Nein, eher Fei-

lens Gruuß. Sie hat bald neunzig auf dem Buckel, krabbeln noch auf den Schuppen, wirft Reisig runter, aber ewig lebt kein Mensch. Oder Viktor? Er ist schwach auf der Brust, Staublunge, die Grube Luisenthal hat ihn fertig gemacht. Der aus der Nachbarschaft müssen dran glauben. Lieber Gott, mach daß Onkel Piddi nicht dabei ist.

Im Konsum geht Licht an, fällt auf die Treppe. Schon ist Werner oben, schellt. Der Konsummatz riegelt selbst auf, steht unwirsch an der Tür, das kragenlose Hemd schlecht in die Hose gestopft, brummt, „um die Zeit“ und „kein Feuer im Haus, haha“ und „kleine Jungen in der Nacht schicken“ schlurzt in den Laden, bringt eine Schachtel Streichholz, streicht die Pfennige ein, zieht die Tür zu, dreht das Licht aus.

Werner – Mauer, Käuzchen, Kulang. Der Konsummatz, denkt, emault, wenn wir beim Hochamt auf der Straße sind, jagt uns auf den Kirchberg, egal, ob einer in der Frühmesse war oder nicht, zweimal dem Herrgott die Zeit geboten, hat noch keinen gereut, sagt er, und wenn wir nicht die Beine auf den Buckel nehmen, kommt er mit der Krawatsch. Der Konsummatz- vier Frauen hat er gehabt, und was hat er bei der vierten Hochzeit gesagt? Solange der Herrgott nimmt, nehme ich auch, hat er gesagt. Der Konsummatz - mein Knie. Au tut das weh. Komm, bleib nicht liegen, Mann. Steh auf. Los, weiter. Mensch, das blutet. Saue-rei. Sacktuch raus, schnell.

In der Stoff waren alle beim Rauchen, bis auf den Kuhbauer Matz. Er rührte keinen Tabak an, denn er war, im Kirchenchor und wollte seine Stimme schonen.

Der Metzger Weber klopfte Werner anerkennend auf die Schulter und steckte die Streichhölzer in die Tasche. In der Wirtschaft sei einer am Büffet gewesen,

sagte er, der habe ihm ausgeholfen. Werner schlumpfte in die Küche und besah sich die Bescherung. In der Kniescheibe war ein markstückgroßes Loch. Mit nachgezogenem Bein kletterte er auf einen Stuhl und zupfte ein Stück Watte aus dem Wandschrank.

Er tupfte die Watte auf die Wunde, wickelte das Sacktuch drum, knotete es in der Kniekehle zusammen, schlich zu den Auserwählten zurück. Ließ sich in den Ohrensessel gleiten und zog die „Trierer Landeszeitung“ und die Beine.

Du verdirbst dir noch die Augen, Werner, rief der Schullehrer Barthry.

Ach nein, sagte Werner, ich lese nur das Großgedruckte. Sind sie endlich fertig mit dem Adolf? Dachte er. Was haben sie bloß mit dem Kerl? Er hatte einmal ein Foto dieses Mannes in der Zeitung gesehen, es der Mutter gezeigt und gesagt: Guck mal der hat einen Schnurres wie der Vater.

Das ist aber auch alles, was die beiden gemeinsam haben, hatte die Mutter gesagt.

Sein brennendes und klopfendes Knie ließ Werner das Gespräch der Auserwählten vergessen, zumal er es heute langweilig fand. Mit heißem Schreck dachte er daran, er könne eine Blutvergiftung bekommen. Über Nacht würde ein roter Strich das Bein hinauflaufen. Wäre er einmal in den Bach gewandert, käme jede Hilfe zu spät.

Da erschien die Goda auf der Bildfläche. Werner rutschte die Zeitung von den Knien. Die Goda sah das Blutige Taschentuch. Wortlos zog sie Werner mit sich in die Küche, streifte das Tuch ab, zupfte die Watte weg und sagte „Goddöö“, was sie immer tat, wenn sie erschrocken war. Aus dem Klbaschdakaschden, wie sie den Wandschrank nannte, fischte sie einen Lappen,

kam mit einem Huflattichblatt wieder, das sie an der Wand des Alten Hauses gepflügt hatte, legte es auf das wehe Knie und prophezeite, Wener werde sein Lebtage dort eine Narbe tragen, groß wie ein Markstück und genau wie Herz As.

Mit gestecktem Bein humpelte Werner in die Stube zurück. Zum Glück achteten die Auserwählten nicht auf ihn. Kaum im Ohrensessel, zerzte er, mit tiefer Verrenkung aus der Hüfte heraus, sein Geduldsspiel aus der Tasche und versuchte, die Maus durch geschicktes Drehen des runden Spiegels in die Falle zu locken. Mit einem Mal war es ihm gleichgültig, was die Auserwählten zu seinem verbundenen Bein sagen würden. Er lauschte ihrem Palaver erst wieder, als die mit Weihwasser gespritzte Stimme des Kuhbauern Schlenksens Matz alle anderen feierlich zu übertönen begann.

Matz war ein zäher Knochen, mager klein, mit einem von der Zeit umgepflügten erdfarbenen Gesicht, in dem die Backenknochen glühten. Er öffnete die Augen selten weiter, als es erforderlich war. Reiß er sie aber auf, so glichen sie Habichtaugen. Die Dorfkin- der hatten Manschetten vor dem Kuhbauern Matz, denn er war ein Mann der Bücher, bewandert im Alten und im Neuen Testament, gescheiter als der Schullehrer, und unter seinen Kissen verwahrte er das Siebente Buch Moses.

Wer Ohren hat zu hören, der höre, rief der Kuhbauer Matz, das Kinn zum Plaffo hochgereckt. Sonntagnacht – das blutige Kreuz über den Jungenwald, habt ihr es nicht gesehen? Kein Heiland dran, kein nichts, kein gar nichts. Nur Blut, Blut, Blut. Den Reiter auf dem schwarzen Pferd – habt ihr ihn nicht gesehen? Zwei Jahre ist es her, am Wendalinustag ist er durch den Himmel über dem Dorf geritten. Er hat die Armut in

die Welt gebracht. Seither kriegen die Deppches- so hießen die Arbeiter der Keramikwerke Villeroy& Boch - die Papiere. Und da, das Pferd, das keine Farbe hat, seht, seht.

Er sehe nichts, sagte der Meister Philippi von der Mosaikfabrik. Keinen Satz.

Der Kuhbauer Matz starrte zum Plaffo. Der auf dem Pferd, das keine Farbe hat, der Reiter ist der Tod, sagte er und riß die Habichtaugen auf. Er wird die Völker mit der Sense schneiden, Deutschland und Rußland und Polen und Spanien und viele andere noch, und es wird ein Wehklagen sein bis an die Grenzen der Erde.

Ob er noch andere Pferde im Stall habe? Fragte der Meister Philippi von der Mosaikfabrik.

Werner sah ihn wütend an. Wie konnte er den Kuhbauern Matz so respektlos unterbrechen? Dem Büromenschen Mohm vom Amt in Losheim aber hätte er am liebsten eine geknallt, denn der lachte dreckig und tippte den Finger an die Schläfe, wobei Werner in die Augen sah. Um ihn zu strafen, drehte Werner den Kopf Weg. Da versuchte es der Büromensch Mohm dem Amt in Losheim bei dem Schullehrer Barhty. Der Schullehrer Barhty tat so, als merkte er den Finger nicht. Da sagte der Büromensch Mohm von dem Amt in Losheim: Denn erstens kommt es anders, und zweitens, als man denkt.

Der Metzger Weber zupfte den Kuhbauern Matz am Ärmel und zeigte ihm einen Bierdeckel. Auf dem hatte er einen Esel gemalt. Er ließ den Bierdeckel rund gehen, und alle sagten, es sei ein schönes Pferd. Der Kuhbauer Matz streckte den Arm aus, um den Bierdeckel einzukassieren. Doch er zog ihn wieder zurück, klammerte die Hand um seinen Knuppen und kippte den Branntwein, den er über den Gäulen vergessen hatte.

Onkel Piddi sagte, und es war sein erstes Wort an diesem Abend: Nun ja, wenn alles reif zur Ernte ist, will ich morgen Max und Moritz anspannen und das Heu einfahren.

3

Petry`s wohnten in einem Haus am Brunnen, zu dem die Bauern in trockenen Sommern ihre Pferde trieben. Stets schlug er die nördliche Dorfstraße ein, die am Ziehbrunnen, dem Pütz, begann und hinter Onkel Piddis Haus vorbei an der Weggabelung am Ortsausgang führte. Von dort gelangte man zur linken, den Zoll mit schrägen Blick bedeckend, nach Mettlach, zur Rechten auf die Höhenstraße, die Saarbrücken mit Trier verband.

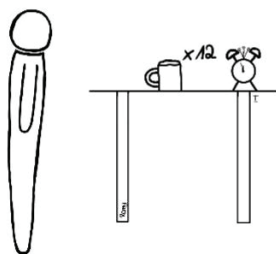
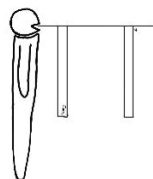
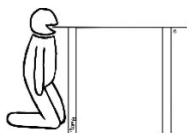
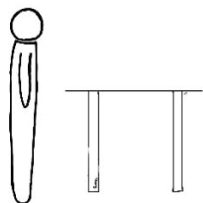
Die nördliche Dorfstraße hatte es Werner angetan. Gleich hinter dem Haus wohnten drei Brüder, die jeder auf seine Art, von sich reden machten. Der älteste war ungeheuer stark. Wo andere Leute Hände haben, hatte er Pranken von solcher Länge, das seine Mutter ihm passende Taschen in die Hosen nähen mußte. Mit diesen Pranken griff er sich, wenn ihn die Lust ankam, den erstbesten Bauernburschen und warf ihn krachend auf die Schulter. Das ganze Jahr über nüchtern, verwandelten sich an der Kirmes die Knuppen Branntwein aus seinem Bierdeckel in einen Staketennzaun. Er sprach kein Wort. Sobald er aber aufstand, immer länger wurde und mit rollenden Augen nach einem Opfer suchte, schlossen sich die Männerfäuste um die Biergläser. Das

war das Zeichen für Rudolf. Ohne übertriebene Eile bahnte er sich einen Weg zu dem Riesen, faßte ihn am Arm und führte ihn wie ein Lamm zum Komp. Dort legte sich der Streithahn friedlich in das Wasser und schlief seinen Rausch gewaltig schnarchend aus.

Der zweite Bruder erwarb sich in einem Seitental der Mosel einen Ruf als Frauenarzt, Zwar verstand er von Medizin nicht mehr als eine Amsel vorm Koran, doch hatte er den Körperbau der Frau von Jugend an studiert, und strebsam, wie er war, trachtete er danach, sein Wissen zu erweitern. Zu diesem Zweck nahm er, das geliehene Auto blitzblank vor dem Haus der leidenden geparkt, fingerfertig einschlägige Untersuchungen vor, die den meist ansehnlichen Patientinnen kaum nutzen konnten, ihnen aber auch, nach Meinung mancher Bauern, nicht hatten schaden können.

Den Kraftleistungen des Jüngsten sah Werner in der Wirtschaft mit offenem Munde zu. Kurz vor Mitternacht ließ sich das Milchgesicht zwölf volle Biergläser auf einen Tisch stellen. Während die Gäste aufhörten zu reden, murmelte das Bübchen ein Stoßgebet, ging in die Hocke, biß in die Platte und stemmte den Tisch mit den Zähnen in die Luft. Die Gaffer klatschten noch Beifall, da stand der Tisch schon wieder an seinem Platz, und das Bübchen riß das erste Glas an den Mund, denn die Kirchenglocke begann ihr Geisterwerk, bei jedem Glockenschlag goß sich der Held des Abends ein Glas Bier hinter die Binde.

Ein paar Häuser weiter wohnte Lauer Papp, der Werner mit seinem bis zum Gürtel reichenden Bart wie ein Prophet des alten Bundes vorkam. Dabei war er auf die Lourdesmadonna eingeschworen, derer in einer Nische über der Haustür eine Weihestätte eingerichtet hatte. Maria war auch der Name seiner Frau. Die Dorf-



buben pflegten bei dem Anblick des Paares aus gebotem Abstand zu singen: Maria zu lieben, ist allzeit mein Sinn. In Freuden und Leiden ihr Diener ich bin.- Werner konnte sich mit ihrem Spot, mochte er auch gelind sein, nicht befreunden, und er sang kein einziges Mal mit.

Angesichts eines weit zurückliegenden, von einem verwilderten Garten gegen die Straße abgeschirmten ärmlichen Haus beschleunigte Werner seinen Schritt. Heimlich schilkste er zu den Fensterhöhlen, hinter denen sich nie ein Gesicht zeigte. Hier hauste ein geheimnisumwitterter Mensch: der Zauberklees. Er besaß die Gabe, seinen Opfern die Besinnung zu rauben und sie sich gefügig zu machen. Schlimmer als das- er hatte den bösen Blick.

Woher haben die Perty`s so dunkle Augen? Fragte sich Werner unterwegs. Woher so schwarzes Haar, buschige Brauen, so braune Haut? Brauner noch als die der kunsinge, brauner selbst als die der Mutter. Da hätte mal Zigeuner ihre Pferde am Brunnen getränkt, frotzelten die einen. Das seien die letzten Spuren der alten Römer, witzelten die anderen. Zigeuner hin, Römer her-Sierens waren dunkel.

Sie waren aber nicht nur dunkel, sie waren auch schön. Lutwin, Werners Freund, war schön, und die Schester Dora, über die Maßen war sie schön. So schön stellte sich Werner Schneewittchen vor, nur war Johanna schön auf dunkle Art, und dunkel zog sie Werner an. Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste Im ganzen Land? Murmelte er manchmal im weißen Zimmer, wie er es früher schon im Magdzimmer des Alten Hauses gemurmelt hatte, und es machte ihm nichts aus, das er dabei in einem riesigen Schrankspiegel starrte. Sogleich gab er sich selbst die Antwort: Johanna.

Nur die Mutter hätte den Wettstreit mit ihr aufnehmen können, wäre sie noch ein Kind gewesen. Um beiden Gerecht zu werden, teilte Werner die Welt der Frauen in Erwachsene und Kinder ein. Dort gab er die Krone der Mutter, hier Johanna.

Werner in seiner Unschuld auch fast ins Laufen geraten, auf Petry's Haus schlenderte Werner zu. Er wollte nicht pressiert erscheinen. Johanna stand mit anderen Mädchen vor dem Scheunentor. Sie wandte ihn den Rücken zu und tippte mit dem Zeigefinger der Reihe nach auf die vom Lauf erhitzten Freundinnen. Endi, tendi, ripti. Sar, rief sie. ripti, rapti, knoll.

Die Mädchen spritzten auseinander, eins blieb zurück. Dora rannte ein paar Schritte und blieb wie Angewurzelt stehen. Minglisch Werner, stieß sie atemlos hervor,- so wurde Werner in Britten nach den staubgewordenen Gründern des Hofes seiner Verwandten genannt. Schon sprang sie, den Mund im Lauf geöffnet, weiter. Hinter dem Brunnen kauerte sie sich in ihr Versteck, Verwirrt ging Werner ins Haus.

Majusepp, rief Petry's Mamm, Minglisch Werner. Sie stand vor dem Küchentisch auf, für den Kaffee gedeckt war, und zog Werner in den Arm.

Der Sommer schüttete das Licht in vollen Eimern auf die Fensterscheiben, aber die Gardienen ließen nicht viel davon durch. Werner warf sich im Halbdunkeln auf seinen Stuhl und streckte die Beine aus, was er bei Fremden nicht getan hätte.

Eine Schmier, ja? fragte Petry's Mamm, Sie schnitt, als Werner nickte, ein Brot ein, stich Butter und weißen Käse drauf. Werner schlug die Zähne in den „Klatschkees“, leckte sich die Mundwinkel ab, drückte die Schnittlachröllchen mit der Zunge an den Gaumen. Wie geht's? fragte er mit einiger Verspätung.

Oh, wie soll's gehen? Petry's Mamm strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Solange man gesund ist, soll Man nicht klagen.

Ist Jos daheim?

Er füttert das Vieh, sagte Petri's Mamm. Na, der werde Augen machen.

Werner war schon im Flur und riß die Tür zur Scheune auf. Lutwin stand auf der Tenne und stopfte mit beiden armen Heu in die Raufe. Auf das Geräusch hin drehte er sich um. In dem schwachen Licht erkannte er Werner und hob ein wenig die Hand. Bist du wieder hier?

fragte er.

Luitwin war einen Kopf größer als Dora, kräftiger, auf seine Art so gut gedrechselt wie sie. Seine Augen waren um eine Spur heller, sein Mund war fester, das Gesicht voller. Doch hätten sich beide, einen Hut auf dem Haar, in der Fastnachtslaune von einem Bildermacher knipsen lassen, die Bilder hätten leicht verwechselt werden können.

Luitwin schleppte Werner gleich zu dem Weidekorb mit den Katzen, die noch das Blindentuch auf den Augen hatten. Was ist mit den Katzen anfangs? Fragte Werner. Bekommen dachte er an Sack und Stein und Bach.

Eine behalte er, sagte Jos eine bekomme der Nachbar, eine gehe ins Herrenhaus und eine nehme seine Dillinger Schwester.

Die gestreifte gäbe er nicht her, sagte Werner, um alles in der Welt nicht. Sie habe etwas von einem Tiger.

Luitwin meinte, sie gleiche eher einem Kaninchen. Nicht das Fell, aber sie schnuppere so komisch, genau wie ein Kaninchen.

Werner wollte nicht glauben, daß eine Katze wie ein Kaninchen schnuppern könne.

Wen ich dir's sage, wie'n Kaninchen.

Sie liefen zum Kaninchenstall hinter dem Haus.

Durch die Maschen guckten sie in den Verschlag, aus dessen Tiefe ein Kaninchen angehoppelt kam. Werner sah ihm scharf auf's Maul. Tatsächlich, die gestreifte Katze Schnupperte wie ein Kaninchen.

Die Betglocke hat geläutet, mault die Goda, als er heimkam. Sie krabbelte gerade aus dem Bierkeller, eine Zugedeckte Schüssel vor dem Bauch. Wie bist du wieder gemuddelt, sagte sie unwirsch und zupfte Werner das verrutschte Hemd zurecht. Wenn du nur zu Petry's rennen kannst du, du wirst noch an die angebunden.

Die Goda grommelte noch etwas, aber schon hatte sie den Flaum eines Lächelns um die Lippen.

In der Küche war eine wildfremde Person dabei. Das Geschirr zu spülen, Goddöö, dachte Werner, wo kommt das haklige Ding her? Es konnte nur Frieda, die neue Magd sein, und sie war es auch.

Frieda wischte sich den Handteller an der Schürze ab, zog die Lippen grinsend von den Zähnen, ergatterte mit knochigen Fingern Werner reglose Hand und Schüttelte sie mit Inbrunst.

Sie war, was Werner schon wußte, von dem Zerfer Jud Nach Britten vermittelt worden und in einem Winkel des Hunsrücks daheim, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Tante Bebbi wärmte Werner die „Gromperstupper-ten“ auf, denn sie hatten schon gegessen. Werner stocherte in seinem Apfelkompott herum, bis sie fertig glänzenden, mit Mehl vermischten Karoffelschwänze auf den Tisch kamen und er sie mit Specksoße einsegnen konnte.

An diesem Abend machte Werner lange kein Auge zu. Dora ging ihm im Kopf herum. kaum war er mit Dora auf einem weißen Dreimaster zur Insel Papiupe Gesegelt und allein mit ihr an Land gegangen, um unter

Palmen zu wandeln - er, einen Strohhut mit blauen Band auf dem Haar, sie mit einem rosa Sonnenschirm, den sie unablässig drehte - da schob sich eine lange Hand hinter einer Palme vor. In der langen Hand blitzte ein langes, langes Messer.

Schnell klappte Werner den Palmenhain zusammen, als sei er nichts weiter als ein Fächer. Er nahm Dora den Sonnenschirm aus der Hand, hängte seinen Strohhut an den Griff und warf den Schirm in den Wind. Der Schirm stieg hoch und höher, bis er als kleines rosa Wolke durch die Lüfte trieb.

Am Strand entdeckte Werner eine Felsenhöhle, an die das Wasser mit blauem Finger tupfte. Ob sie schwimmen könne? fragte er Dora

Woher sollte sie?

Das Wasser in der Höhle war warm, flach. Fische spielten darin. Wenn sie auch nicht schwimmen, könne, sagte Werner, baden müsse sie mit ihm. Ja, schon gern, aber - Dora guckte weg- sie habe nichts unterm Leibchen.

Oh, wenn es das sei, sagte Werner. Fische verrieten sie nicht, sagte Petry`s Pabb, nicht Petry`s Mamm, nicht Onkel Piddi, nicht dem Pastor im Herrenhaus, wenn sie sich aber vor ihm, Werner, ihrem einzigen Freund aus Erden, schäme, leihe er ihr sein Taschentuch.

Dora sah ihn groß an. Wenn du nackig badest, will ich es auch, sagte sie leise.

So konnte Werner Dora sehen, wie Adam Eva sah, wenn sie zu zweit im Paradiesteich schwammen. Schön bist du, Dora, flüsterte Werner, und im Halbschlaf schwebten ihm seltsame Worte durch den Kopf: Geheimnisvolle Rose, Elfenbeinerer Turm. Goldenes

Haus. Du in der Hölle Dora . Du im Wasser, Dora.
Du unter den Fischen, Dora, Schön bist du,
schön.

4

Werner hatte sich verschlafen. Nach einer Katzenwäsche sprang er die Treppe hinunter und fand einen Flügel der Haustür offen, Franz war mit Kulla und den anderen Tagelöhnern schon zum Mähen weg. Im Schuppen setzte Alain Holz auf.

Was tun? Den Mähern nachrennen? Alain helfen?

Auf den Kaffee warten?

Da stürzte Frieda aus dem Haus. Sie war staats gekleidet. Eine schwarzsamtene Kaseminka umspannte ihre spitzen Brüste. Der frisch gebügelte Roch schlug ihr mit erdbeerfarbenem Saum an die Wade, links, rechts, links, rechts. An den Spangenschuhen warfen die grauen Strümpfe Falten. Ein blumentopfförmiger Hut thronte auf dem stracken Haar. Am Handgelenk baumelte eine Tasche aus Kunstleder.

Er solle mit dem Kaffe auf die Goda warten, rief Frieda im Vorbeilaufen. Sie müsse zum Postbus.

Werner rannte ihr nach. Er ginge mit bis zur Höhenstaße, sagte er und ließ sie zu keiner Gegenrede kommen. Was sie in Losheim mache?

Zähndoktor, knurrte sie. Wie zum Beweis hielt sie sich die geschwollene Backe. Den Hals vorgereckt, stakste sie so schnell über die Dorfstraße, daß Wener hin und wieder ein paar Schritte hüpfen musste, um den Anschluß nicht zu verlieren.

Wie es ihr eigentlich in Britten gefalle? Fragte er.

Frieda verlangsamte den Schritt, Oh, mein Jung, sagte sie und seufzte. Wie soll es ihr gefallen? Sie fragte sich das nicht. Heutzutage müsse man froh sein, Arbeit zu finden. Wählerich dürfte man nicht sein. Natürlich liege Britten hinter dem Mond. Aber es gebe auch da Menschen. Die zwei Alten seien in Ordnung. Franz gehe auch. Bloß die Goda, die schigelliere sie und springe mit ihr um wie ein Feldwebel. Frieda komm Frieda geh. Frieda mach dies, Frieda mach das. Frieda vorne, Frieda hinten. Keine Ruhe habe sie im Leibe, die Goda. Immer`n Ei im Hintern. Und vornehm tue sie, man könne meinen, sie habe Schiffe auf dem Rhein gefahren. Dann Die neumodischen Manieren. Baden, bis die Haut schrumpelig wird. Sogar die Zähne baden diese Leute.

Werner war bestürzt. Er putze sich auch die Zähne, sagte er zaghaft, morgens und abends.

Da müsse sein Maul schön dreckig sein, sagte Frieda. Au, au, mein Zahn schrie sie. Wimmernd kramte sie ihr Schnupftuch aus der Handtasche und tupfte es auf die wehe Backe. Ihr Atem ging kurz. Auch Werner spürte die Steigung in den Beinen.

Bei ihnen daheim sei alles anders, sagte Frieda und knüllte das Schnupftuch in der Hand zusammen. Ihr Papp sei wie ein Zaun ums Haus. Aber er habe die Papiere gekriegt. Arbeitslos, mein Jung, wie Millionen und Millionen. Wir werden den Bach runtergekehrt, sage ihr Papp. Und ihr Freier sage, der Teufel rühre schon den Teig an.

Werner riß Maul und Ohren auf. Einer Freier hatte die Frieda! Einen Mannskerkel, der sich nicht nur die Finger bei ihr wärmen, sondern sie heiraten wolle. Dunnerlittchin! Wo ihr Freier her sei? fragte er.

Von Pontamussong.

Wie er aussehe?

Er hat die Nas mitten im Gesicht.

Werner war beleidigt. Da lief er aus reiner Gefälligkeit mit der rappligen Geiß zum Postbus, und sie machte nichts als Zicken.

Auf der Höhe wehte ein starker Wind. Er ließ die Zweige der Birken nicht zur Ruhe kommen und brachte den Geruch des reifen Sommers aus den Kornfeldern mit. Werner guckte angestrengt in die Richtung, aus der der Postbus anbrummen mußte. Sicher hatte er Panzhaus schon hinter sich. Die Fahrgäste aus Trier, Pellingen, Zerf, Greimerath und wo immer der Postbus halten mochte, würde bald die Nase an die Scheiben drücken, um die Aussicht auf Wiesen, Felder und Wälder zu genießen und sich heimlich einzugestehen, so schön wie Britten sei doch kein Dorf weit und breit gelegen, nicht einmal ihr eignes. Nur die Trierer würden kaum den Kopf heben. Sie hatten genug an ihren Altertümern, und die Weinberge, die Mosel und den Heiligen Rock hatten sie obendrein. Die anderen würde der Brittener Kirchhof mit seinen über die Sandsteinmauer ragenden Kreuzen nicht im Genuß der Landschaft stören, auch der Galgenberg nicht, drüben auf Löscheimer Bann, denn es war lange her, seit sie den letzten armen Wicht dort aufgehängt hatten, und die Raben mußten sich jetzt anderes Futter suchen.

Der Postbus brummte an. Er solle sie nicht verpetzen, Zischte Frieda Werner zu, sonst werde die Goda sie noch schlimmer piesacken. Mit Verschwörerblick starrte sie ihm in die Augen.

Ob er aussehe wie ein Gangster? Fragte Werner. Er liebte es, dieses Wort anzubringen, mit dem er die Vorstellung schießwütiger Amerikaner verband, die andere

Amerikaner aus vorbeisausenden Autos heran reihenweise abzuknallen, und das Trottoir blieb glitschig von Gangsterblut, bis jemand Sägemehl drauf streute.

Nach dem Mittagläuten riß Frieda, bis zu den Ohren grinsend, die Tür zur Stuff auf. Der Bäcker hatte sie unterwegs mit dem Auto aufgelesen, denn sie hatte nicht auf den Bus gewartet, sondern sich per pedes apolorum, wie die Goda zu sagenpflegte, auf den Weg gemacht.

Ob der Doktor ihr den Zahn mit Pein oder ohne Pein gezogen habe? Fragte Tante Bebbi. Werner wußte, daß sie an eine Spritze dachte.

Sie habe keine Ahnung, sagte Frieda. Sie habe das Maul aufgerissen und ihn machen lassen. Mit gebogenem Zeigefinger winkte sie Werner heran, riß den Rachen auf und schob die Zungenspitze in eine weit hinten im Oberkiefer klaffende Wunde. Sie faltete ihr Schnupftuch auf und grinste. Mit langen Wurzeln lag der Bakkenzahn in einer Gloriole von Blut da, als ei er eine Reliquie.

Feilens Gruuß tue kein Zahn mehr weh, sagte Tate Bebbi. Sie habe sich fort gemacht, wie auf Katzenpfoten. So einen schönen Tod möchte sie auch mal haben.

Ob ihre Kinder rechtzeitig gerufen worden seien? fragte Frieda.

Alle bis auf die Jüngste, sagte Tante Bebbi. Sie selber sei schon im Haus gewesen. Die Gruuß liege auf der Bahre.

Ob sie noch warm sei?

Tante Bebbi grommelte nur was.

Bei der Gruuß habe es gedauert, bis sie kalt gewesen sei, sagte Frieda. Sie hätten sich alle gewundert, woher sie noch so warmes Blut gehabt habe.

Werner schnappte sich Robinson. Er lief wortlos

an Onkel Pididi vorbei, der auf der Treppe des Alten Hauses Moritz, dem Riesenspitz, die Flöhe aus dem Pelz piddelte, sprang in den Schuppen und versteckte sich in der Kutsche. Aber er las nicht, und es war nicht wegen der Gruuß, wenn er sie auch gut leiden konnte. Ihr Tod erinnerte ihn an seine Schwester Anne, die gestorben war, als alle dachten, sie werde bald zur Schule gehen. Der Großvater hatte schon den Ranzen geschenkt. Das wollte was heißen, denn er war ein reicher Mann, und die Reichen rückten nicht gern was raus. Zum Neujahrstag kaufte er Werner, seinem Patenkind einen Kranzkuchen, das war alles.

Werner sah sich auf der zugefrorenen Saar schlittern. Er hörte Tante Else über seinen Harmlosen Stürze lachen - Tante Else, die vor ihren eigenen Schatten Angst hatte und sich erst auf die Saar traute, nachdem ein voll beladener Lastwagen vor ihren Augen vom Burbacher auf das Gersweiler Ufer gefahren war.

Am nächsten Tag hatte er Fieber. Wenig später lag Anne im Bett. Sie kam ins Krankenhaus. Die evangelischen Schwestern jagten ihr mit ihren Hauben Furcht ein. Annes Blut war vergiftet. Das Fieber sank morgens und war abends wieder hoch. Mit ihrer müden Hand zeigte sie Werner bei einem Besuch zwei Bilderbücher und fragte, welches das schönste sei? Sogleich tippte Werner auf das mit dem See und über den Wolken fliegenden Schwänen auf dem Deckel. Dann ist es dein, sagte Anne.

Der Arzt fragte die Mutter: Haben sie nicht noch andere Kinder? Er redete mit dem Vater. Der Vater holte Anne heim.

Sie sprach kein Wort und lag regungslos in ihrem Bett. Lola, ihre Lieblingspuppe, saß an den Lampenstiel gelehnt auf dem Nachttisch, Anne schaute sie

nicht an. Werner sah die Augen seiner Schwester in dunklem Blau. Er wußte, Anne war sehr krank. Er dachte, Anne muß sterben. Er wollte sie nicht hergeben. Er hatte sie gern.

Ein Märztag. Die Schule ging früher aus als sonst. Herr Ludwein hatte Wichtiges zu tun. Werner kam heim. Niemand in der Küche. Niemand im Eßzimmer. Niemand im Wohnzimmer. Die Tür zu Annas Zimmer zugezogen. Werner drückte sie auf. Zuerst sah er den Vater. er stand aufrecht da, seine Schultern zuckten. Die Mutter saß an Annes Bett, wie so oft. Sie hob eine Hand, als wolle sie Werner zurückhalten. Annes Hände waren gefaltet, ihre Augen geschlossen. Werner warf sich auf den Boden, schlug die Dielen mit den Fäusten.

Den Robinson auf den Knien, begann Werner in der Kutsche zu weinen. Anne war tot. In ihren Grabstein war eine Schale mit Rosen gehauen. Alle würden sterben. Der Vater. Die Mutter. Lieber Gott, mach, daß ich vorher tot bin, betete er.

Plötzlich schämte er sich. Sein Gebet war feige. Feige zu sein war schlimm. Mit der Faust wischte er die Tränen ab.

5

Die Betglocke läutete für Feilen Gruuß. Tante Bebi watschelte über den Kulang und die steinige Dorfstraße ins Trauerhaus, den Rosenkranz beten. Werner trippelte mit der Goda hinterher.

Die Gruuß war in der Stoffaufgebahrt. Sie hatte ihr schwarzes Sonntagskleid an. Ihr dünnes haar klebte,

vom Scheitel zu den Ohren gekämmt, an der Kopfhaut. Die Hände waren mit verschränkten Fingern gefaltet. Um die Knöchel schlang sich ein Rosenkranz. Auf dem Nachttisch flackerten zwei brandneue Kerzen.

Um die Bahre herum knieten Frauen. Feilens Papp stand gebückt unter seinem Hochzeitsbild. Feilens Mamm strich die Decke über die Beine der Gruuß glatt. Tante Bebbi und die Goda schlugen mit dem Palmwedel ein struddeliges Kreuz über die Leiche. Werner machte es ihnen nach.

Er wollte die Gruuß noch einmal von nahen sehen. Tapfer, wie er es sich vorgenommen hatte, drückte er sich an der Bahre vorbei, beugte sich über das gelbe Gesicht auf dem Kissen. Das rechte Auge der Gruuß war geschlossen. Das linke aber blickte ihn aus einem Spalt an. Werner erschrak bis ins Mark. Auf den Zehenspitzen schlich er zurück.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geist, rief Tate Bebbi mit friedlicher erhobener Stimme. Amen, riefen die Frauen. Vater unser, der du bist im Himmel, betete Tante Bebbi. Ihre Stimme sank rasch in ein Gemurmel ab. Unser tägliches Brot gib uns heute, grommelten die Frauen. Werner hörte die Frommen Worte wie ein entferntes Geräusch. Er schielte auf das linke Auge der Gruuß. Hatte sie sich wirklich fortgemacht? Was, wenn sie nur scheintot war? Der Schreiner geselle Brausch würde den Sargdeckel zuknallen, die Nägel einhauen, und die Gruuß wäre verratz. Nicht mal an das Holz kratzen könne sie, dazu war sie zu schwach.

O Gott, dachte Werner, sie kriegt alles mit: Die Kirchenglocken, die Knarrenden Räder des Leichenwagens, das Hufeklappern, die Orgel vom Duksal runter,

die Totenlieder. Und auf dem Friedhof erst: Die rostige Stimme des Pastors, das Gebet für den nächsten, den erwischen würde, das vierstimmige Lebewohl des Kirchenchors, in dem die Gruuß vor dem Krieg siebzig Sopran gesungen hatte. Da, jetzt beten sie für meinen Nachfolger, denkt die Gruuß, und ich bin noch gar nicht gestorben. Sie will reden, schreien, und bringt keinen Ton heraus. Sie will mit den Füßen an den Sarg bollern und kriegt die Zehen nicht hoch. Schon poltern die Brocken, die Trauernden schlurften fort, und was kommt, sind die Würmer.

Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, betete Tante Bebbi. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, grommelten die Frauen. Mach sie tot, lieber Gott, flehte Werner. Mause-. Rackstot. Mach, daß sie nicht wach wird, den Sargdeckel über die Augen.

Der für uns Blut geschwitzt hat. Werner schnupperte den Duft der Blumen. Siewaren aus den Bauerngärten und öffneten ihre Kelche sommerlich groß in den kunterbunt auf der Fensterbank und zu Füßen der Bahre herumstehende Vasen. War da nicht noch ein anderer Geruch? Ja, da war noch ein anderer Geruch. Süßlich floß er in den Duft der Blumen. Mit vollen Lungen atmete Werner den Geruch ein, denn es war der Geruch, dem Tod entströmt. Das linke Auge der Gruuß verlor seinen Schrecken. Es war nur ein Spalt, in den das von den Zugezogenen Vorhängen gebrochene Licht des Abends und die still lodernden Flammen der Kerzen gleichgültig drangen.

Der für uns ist gegebelt worden. Tante Bebbi Stimme schien mit einem Mal heller zu klingen. Murmelnd fiel Werner in das Gebet, das die Gruuß auf ihrem Weg in die andere Welt begleitete. Ja, aber wohin würde sie wandern? In den Himmel? In die Hölle? Entsetzt

Schnaubte Werner durch die Nase. Die Goda hielt ihm ihr Schnupftuch hin. Er schüttelte den Kopf. Nein, die Hölle war kein Platz für Feilens Gruuß. Da schmorten Andere: Kerle, die Todsünden auf dem Buckel hatten, Revolverhelden, Messerstecher, Leichenschänder, Kindesmörderinnen, Puffmütter. Nackig und plackig wie der Herrgott am Kreuz hockten sie in den Flammen und heulten zum tauben Himmel hinauf. Brüllende Teufel stießen ihnen Haken und Messer ins Fleisch, rissen mit glühenden Zangen Brocken aus Schultern und Bauch. Kein Tropfen Wasser für den Durst. Keine Träne, soviel sie auch kreischten. Die Zunge geschwollen, Grind in den Augen, brannten sie mutterseelenallein, einsam im Haß, von vergeblicher Reue verzehrt. Der unbarmherzige Vater im Himmel ließ ihre Klagen von seinen Engeln wie Rauch in die vier Winde streuen, und kein Brandfleck schwärzte die mauern der ewigen Stadt.

Der für uns ist mit Dornen gekrönt worden. Vater Unser. Nein, in die Hölle kommt Feilens Gruuß nicht. Sie wird nicht gebraten und geschmort, gekocht und gebrüht. Die Gruuß war gut, sie war fromm, sie hat keinen Streit mit den Nachbar gehabt, in ihrer Schürze war immer ein Guztchen für Werner. Uns alt war die Gruuß, uralt. Ihr Wollknäuel war abgelaufen. Woher sollte sie die Kraft zum Sündigen noch kommen?

Der für uns das schwere Kreuz getragen hat. Vater Unser. Im Himmel wäre sie gut aufgehoben. Da könne sie mit Palmzweigen wedeln und Hosanna dem Sohne Davids singen. Wie sie wohl unter den Heerscharen Wandeln würde?

So, wie sie im Tod dalag, mit ihrem schwarzen Sonntagskleid, dem gelben Gesicht und dem vom Scheitel zu den Ohren gekämmten haar? Oder mit ihrem Mäd-

chenleib? Ihrem Kinderleib? Ihrem Mutterleib?

Tausendmal schöner, als ihr jetzt seid, sagte der Gangolfer Pater, werdet ihr dereinst sein, tausendmal schöner, als ihr durch dieses Tränental wandert mit euren schiefen Hälsen und wehen Augen, mit euren Plattfüßen und Hasenscharten, euren Hüftleiden, Brüchen und Gichtknochen, tausendmal schöner als mit euren von der Erbsünde versauten irdischen Leibern werdet ihr durch den Paradiesgarten wandeln. Ja, meine Lieben, ihr werdet eine Anmut und Schönheit haben, gegen die die Anmut der Lieblingsfrau Salomons ein Entenwatscheln und die Schönheit der Königin von Saba die Schatten einer Vogelscheuche sind.

Wie sehr hätte Werner der Gruuß ein so wundersames Geschenk gegönnt. Schmerzlich erinnerte er sich daran, daß es so ruck, zuck mit der Auferstehung nicht ging. Man mußte viel Geduld haben. Zuerst wurde man unter Tage gebracht. Dann kamen die Würmer. dann kam lange nichts. Dann kam der jüngste Tag. Wo mochte die Gruuß bis dahin stecken? Im Fegfeuer, wo sonst?

Werner schob den Hintern auf die Fersen. Die Goda saß schon lange so da. Es war anstrengend, auf den Knien für die Toten zu beten. Im Stehen hätte das Gebet genau so viel Kraft gehabt.

Die Strafen im Fegfeuer sind Zeitstrafen, dachte Werner. Einer armen Seele werden sieben Jahre aufgebürdet. Einer anderen dreihundert. Einer dritten Zehntausend. Die armen Seelen können machen, was sie wollen, ihre Strafen kürzen sich nicht ab. Gute Führung bringt ihnen nichts, wenn sie sind allesamt ein. Muster der Tugend. Immerfort haben sie den Himmel vor Augen, nur kommen sie für's erste nicht rein.

Der für und ist gekreuzigt worden. Vater unser. Die

Wartezeiten ließen sich gleichwohl abkürzen. Er selbst, Werner, hatte es in der Hand, einen göttlichen Gnadenerlaß zu erwirken. Die ewige Güte störe sich an seinem wenig heiligmäßigen Leben nicht.

In Tante Bebbis Andachtsbuch steckte ein Totenbild von 1913. Darauf stand: Geliebt sei überall das heiligste Herz Jesu. In Klammern hieß es: 100 Tage Ablaß. Sprach Werner das Gebet, so hatte ihm Tante Bebbi erklärt, konnte er seiner armen Seele, und sogar der von ihm benannte, hundert Tage im Feuer ersparen.

Feuer, dachte Werner, überall Feuer. Ich bin in einem Feuerglauben hineingeboren. So gern er auch mit dem Feuer spielte, Spielzeug des Feuers war er gar nicht gern. Immerhin – bis an die Ohren war im Feuer, doch den Himmel vor Augen, konnten die armen Seelen schon mal die Zähne zusammenbeißen. Nur, war der Ablaß gerecht?

Nein, war er nicht. Die armen Seelen aus kinderreichen Familien zum Beispiel waren gut dran. Aber die, für die niemand betete, waren aufgeschmissen. Sie brauchten im Leben nicht mehr auf dem Kerbholz gehabt zu haben als ihre Mitseelen, der liebe Gott mochte sie zu der gleichen Bußzeit verdonnert haben, sie mußten dennoch länger im Feuer schmoren – einem Feuer, das nicht so stark geschürt war wie das Höllenfeuer, aber elend weh tat es doch.

Die Hitze in der Stube gab einen zarten Vorgesmack auf das Fegfeuer. Hier und da fächelte sich eine der betenden Frauen Kühlung zu. Die Kerzen waren ein bißchen heruntergebrannt. An der Gruube hatte sich nichts geändert. Nur die Decke über den Beinen hatte wieder die ärgerliche Falte.

Draußen bremste ein Auto. In das letzte Gebet des Rosenkranzes schlich sich die noch fehlende Tochter

der Gruuß ein. Sie war eine alte Frau. Zu den Füßen der Bahre tauchte sie den Palmwedel in das Weihwasser-Becken und machte ein strudelndes Kreuz über die Leiche. Mit zitternden Händen raffte sie den Rock und kniete sich leise weinend nieder.

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste, sagte Tante Bebbi. Wie es war im Anfang so auch jetzt und allezeit und in Ewigkeit amen, grommelten die Frauen. Werner rappelte sich mit tauben Knien hoch. Uff, sagte er leise.

Das Licht draußen war klar, die Luft rein. Tante Bebbi und die Goda blieben zu einem Schwätzchen mit anderen Frauen vor Feilens Haus stehen, Tante Bebbi trocknete sich Stirn und Hals mit einem Schnupftuch. Die Gruuß hat sich schnell fortgemacht, sagte sie und sah die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken an.

Ja, es ist rasch gegangen, sagte die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und sah Tante Bebbi an. Sie war in der letzten Zeit doch arg takelig.

Ja, sagte Tante Bebbi und sah Werner an, der sich mit der Faust die rechte Wade rieb. Die Beine haben ihr geschlabbert. Aber sie war nicht sterbenskrank.

Werner hörte auf, sich die Wade zu reiben. Gestern ist die Gruuß noch auf den Schuppen gekrabbelt, sagt er und sah die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken an – stolz, etwas zum Gespräch beitragend.

Woran ist sie jetzt gestorben? Fragte die Hebamme und sah nicht, wie Werner erwartet hat, die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken, sondern Tante Bebbi an.

Altersschwäche, sagte Tante Bebbi und sah die Hebamme an. Sie hat schon lange Rematiß gehabt.

An Rheuma ist noch niemand gestorben, sagte die Hebamme und sah die weiß verputzte Wand des Hau-

ses der Gruuß an, vielleicht sah sie auch das Efeu an, wie es hartblättrig, zitternd und verstaubt an der Wand hochkroch und sich reich verzweigte.

Was macht eure Trina? Fragte die Goda und sah die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken an. Ist sie jetzt in Stellung?

Ja, sagte die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und sah die Goda an. Seit vorigen Montag. Beim Obersten von der Bank.

In Merzig, gelt? fragte die Goda aus dem Obersten Ecken und sah den Himmel an. Weit weit in der Welt, hinter Saarlouis.

Die Goda sah Werner an und blinzelte ihm zu. Für sie fing die Welt erst hinter Metz und Köln an. Sie war weitgereist, kannte Koblenz und Saarbrücken, von Trier ganz zu schweigen.

Die Hebamme sah nacheinander die Goda, die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und Tante Bebbi an. Sie müsse heimgehn, sagte sie, und ging auch heim. Für Werner hatte sie keinen Blick.

Das Gesicht der Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken verdünstete sich. Unser Papp gefällt mir nicht, sagte sie und sah weder Tante Bebbi noch die Goda nach Werner noch die Wand des Hauses der Gruuß noch der Efeu noch den Himmel an, Sie kummervoll ins Leere.

Hätte da, wo Werner stand, sein rheinischer Vetter gestanden, er hätte gedacht: Wie kann die Frau so offen sagen, ihr Vater gefalle ihr nicht? Da aber Werner da stand, wo Werner stand, wußte er sogleich, daß sie sich Sorgen um die Gesundheit ihres Mannes machte.

Voller Mitgefühl sah Werner die Nichte der Gruuß

dem obersten ecken an. Die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken sah kummervoll ins Leere.

Der Papp werde den Husten nicht los, sagte sie. Wenn das so weitergehe, könne sie bald die Kerzen anstecken.

Mach langsam, sagte die Goda und sah, wie es Werner nicht entging, über Gartenmauer und Bohnenstangen hinweg den Pflaumenbaum an, unter dem ihr Hahn gerade stehen oder Schreiten mochte, war er doch sein Lieblingsplatz. Wenn sie Augen im Kopf habe, sei Nikla dieser Tage noch in der Wirtschaft gewesen.

Ja, sagte Tante Bebbi und sah Moritz, den Riesenspitz an, wie er, den Kopf zwischen die Pfoten gezogen, altersschwach auf der anderen Straßenseite vor dem Schuppen lag. Sie habe Nikla am Büffet stehen sehen. Er habe die Kirchhofrosen noch nicht auf den Backen.

Der Schein könne trügen, sagte die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und sah Tante Bebbi an. Der Doktor habe anfangs geglaubt, der Papp habe die Deppcheskrankheit.

Es sei ein Wunder, wenn er sie nicht habe, sagte Tante Bebbi und sah, indem sie den Kopf drehte, das Efeu an, wie es hartblättrig, verstaubt und zitternd die Wand des Hause der Gruuß der Höhe und Breite nach bedecke. Wenn einer so lange in der Mosaikfabrik geschafft habe wie Nikla, bekomme er es früher oder später an die Lunge. Bekomme er es aber nicht an die Lunge, sei er noch nicht reif zum Serben.

Der Tod sei nicht auf die Lunge angewiesen, sagte die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und sah Tante Bebbi an. Der Doktor rede auch nicht mehr von der Deppcheskrankheit. Er meine, es sei sonst was.

Die Doktern schwätzten mit zwei Mäulern, sagte Werner und sah die Nichte der Gruuß aus dem obersten

Ecken an. Eins hätten sie für die Kranken und ihre Leute, das andere für die Papiere.

Er sei aber ein schlaues Jüngelchen, sagte die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und sah nacheinander Werner, Tante Bebbi und die Goda an. Sie hängte ihre Handtasche vom rechten andern linken Arm. Wieviel ist sechs mal acht? Fragte sie.

Achtundvierzig.

Und einundvierzig ab von siebenundachtzig?

Sechsendvierzig.

Dunnerlittchin, sagte die Nichte der Gruuß aus dem obersten Ecken und sah Werner an, ich würde mich nicht wundern, wenn das Kind da – hier sah sie erst die Goda, dann Tante Bebbi an- später Pastor lernen würde.

Da hast du dich aber schwer getäuscht, dachte Werner und sah den kulant an, in dem ein toter Sperling lag. Er kam mit Himmel und Hölle nicht zurecht, noch weniger mit dem Fegefeuer. Wie sollte er einmal anderen erklären, was er selbst nicht versstand – und sagte ihm eine innere Stimme – nicht verstehen würde, sollte er auch so alt wie Methusalem und so weise wie Salomo in all seiner Weisheit werden.

6

Sie brauche ein neues Kleid für die Beerdigung von Feilens Gruuß, sagte die Goda beim Morgenkaffee.

Tante Bebbi riß die Augen auf. Hast du sie noch alle im Kasten? Fragte sie und kaute ärgerlich an ihrem Zahnfleisch. Seit wann rennt man zur Näherin, wenn

Jemand aus der Nachbarschaft auf der Bahre liegt?

Das Käuzchen habe aber wieder geschrien, sagte Werner. Da müßten noch zwei aus dem Ecken dran glauben. Wenn es zufällig einen aus der Familie treffe, könne die Goda nicht gut mit ihrem altenschwarzen Kleid ins Sterbeamt und auf den Kirchhof gehen. Und wenn die Näherin gerade krank sei, was dann?

So ist es, sagte die Goda und trank ihren Kaffee aus. Ob Werner mit ihr nach Hausbach komme? Fragte sie. Werner sagte nicht ja und nicht nein.

In Hausbach gebe es Zuckerstangen, sagte die Goda. die Näherin habe einen Jungen, so alt wie der Werner, der habe eine Kluntsch im Garten, da können sie schaukeln auf Teufel komm raus.

Werner trippelte von einem Bein auf das andere.

Lauf schnell auf's Häuschen, sagte Tante Bebbi

Wie konnte sie ihn so mißverstehen? Er war zwischen zwei Wünschen hin und hergerissen, Einerseits wäre er gerne mitgegangen. Nicht so sehr wegen der Zuckerstangen, eher schon wegen der Klunsch, vor allem aber, weil die Goda ihm, wenn sie allein waren, allerhand Geschichten erzählte. Er mußte lachen, als er an die Schnurre vom Schinderhannes dachte, die die Goda letztthin zum besten gegeben hatte. Der Schinderhannes hatte ein geiziges Marktweib überfallen, nackig an einen Baum gebunden und einen Korb voll Eier so treffsicher auf dessen Leib geschmettert, daß die Krämerin nach dem letzten Ei gelb wie eine Osterkerze dastand. Sie hätte sogar gebrannt, wenn er ihr die Haube angezündet hätte, die sie allein noch am Leib trug. Das hatte er aber nicht getan, weil er ein guter Räuber war. Die wahre Geschichte hatte sich bei Britten ereignet, da, wo die alte Straße nach Greimerath an den Hecken vorbeiführt. Nur der Baum stand nicht mehr.

Andererseits wollte Werner zu Johanna gehen. Er hatte ein Geschenk für sie, etwas Wunderschönes: eine Glaskugel, durchsichtig, mit einem roten und einem blauen Streifen im inneren, die von einem Punkt aus wellenförmig umeinanderliefen und aus der entgegengesetzten Seite wieder zusammentrafen. Er streckte die Hand in die Hosentasche und schloß die Finger um die Glaskugel, die er daheim gegen achtzig Klicker getauscht hatte.

Werner überlegte, wie er seine widerstreitenden Wünsche unter einen Hut bringen könne. Da stolperte Kulla herein. Er fragte schlecht gelaunt nach Franz, er ist den Hund henken, rief Werner, wie er oft von seinem Großvater gehört hatte. Kulla, offenbar in Eile und über die wenig ehrerbietige Antwort verärgert, fuhr ihn den Fingern in die Hosentasche? Ich würd mich schämen, bei den Frauleiten.

Werner wurde rot bis über beide Ohren.

Halt die Luft an, rief die Goda. Kinder haben keine schweinischen Gedanken nicht.

Schimpfend tappte Kulla durch die Küche in die Bachstube. Werner hörte, wie der Riegel zur Scheune aufstieß.

Was ist Werner? Rief die Goda, eine Hand an der Klicke. Muß ich tasten kommen, ob du dein Ei bald legen wirst?

Wann sind wir wieder hier?

Um elf. Die Goda riß die Tür auf.

Wart, ich gehe mit. – Sierens Papp schlug das Kreuz, während es mittag läutete. Vorher war die beste Zeit, Johanna zu treffen.

Sie liefen über einen Pfad über die Burwies. Übermütig sprang Werner mit beiden Füßen auf die Steinplar-

te, die den Bach überdeckte. Godas Zorn über Kulla war noch nicht verraucht. Er habe ein Maul wie ein Scheunentor, behauptet sie. Sie habe sich zusammenreißen müssen, um ihn nicht noch mehr zu reizen. Wenn er im Braß sei, fresse er Feuer und scheiße Füllen,

Er meinte es aber nicht schlimm, sagte Werner. Außerdem sei er arm und müsse machen, was Onkel Piddi ihm vorschreibe. Dabei sei sein Papp ein freier Bauer gewesen, seinem Papp sein Papp auch und alle vorn dran, Sie seien auf die Jagd gegangen, und kein Förster habe etwas an ihnen gehabt.

Was das für Gespräche seien? Fragte die Goda mit schrägem Blick. Kulla sei glücklich, bei der Arbeit zu finden, Was soll er denn sonst machen? Er habe nichts gelernt, und bei der Arbeitslosigkeit und in seinem Alter sei er fein raus. Er werde gehalten wie einer von den eignen Leuten. Und schaffen, schaffen müsse sie auch,

Werner starrte in die Sonne. rasch mußte er die Augen schließen. Lichtflecken wanderten unter seinen Lidern: rot, gelb, blau, violett.

He, was ist los mit dir? rief die Goda. du einem im Tee?

Werner riß die Augen auf, drückte das Kreuz durch und schrakte wie an der Schnur gezogen an einem stattlichen Anwesen vorbei, dessen Besitzer, Rotzkocher im Maul, Daumen unter den Hosenträgern, vor der Tür stand.

Dem kalben die Ochsen, sagte die Goda, kaum, daß sie die Zeit geboten hatten. Er habe in der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie gewonnen, nicht gerade das große los, aber viel Geld.

Ein Hahn ließ seinen Kampfruf erschallen, Die Go-

da fand sein Kikeriki schwächlich, nicht der Mühe wert, angestimmt zu werden. Werner lobte den Gockel. Er vergaß alle Zurückhaltung und verstieg sich zu der Behauptung, nicht einmal sein Großvater habe einen So prachtvollen Hahn. Mit dem Wort „prachtvoll“ sucht er alles zu übertrumpfen, was die Goda etwa noch zu dem Thema vorbringen konnte. Sie aber erklärte hoffärtig, ihr Hahn stehe so hoch über den anderen Hähnen im Dorf wie der Bischof über einem armen Landpfarrer.

Werner gab sich geschlagen. Er fühlte nach, ob die Glaskugel noch in seiner Tasche steckte. Sie war da.

Am letzten Haus riegelte einen dicke Madamm das Gartentor zu. Haste`n Ferienkind? Fragte die Goda.

Unser Anna sein Jung, sagte die Goda knapp.

Ah so, sagte die dicke Madamm. Haste schon gehört? Der Baddis hat`m Dorchen die Scheune angesteckt.

Ich bin im Bilde, sagte die Goda.

Ah so, sagte die dicke Madamm. Wie kann sich der Rosenkranzkruddeler an das arme Ding ranmachen? Ich sage immer, vor denen, die das Kreuz so groß schlagen, muß man sich in acht nehmen. Und`s Dorchen ist keine abgeleckte Schmier. In ein so anständiges Haus darf kein Kerl nicht gehen, bloß um sich die Finger zu wärmen

Sie heiraten doch, sagte die Goda.

Ah so, sagte die dicke Madamm. Sie sind aber noch nicht von der Kanzel runtergesprungen.

Wart es ab, sagte die Goda. Sie waren dieser Tage beim Pastor.

Ah so, sagte die dicke Madamm.

Kaum waren sie allein, fragte Werner, warum Baddis Dorchen die Scheune angesteckt habe? Er stellte sich

vor, wie die Feuerwehr im Schweinsgalopp aus dem Spritzenhaus brauste, und bei dem Gedanken an die haushohen Flammen schlug sein Herz höher.

Die Goda hielt sich den Handrücken an den Mund. Wenn ein Mann einem ledigen Mädchen ein Kind gemacht hat, sage man in Britten, erläuterte sie.

Ah so, sagte Werner. Er hatte keine deutlichen Vorstellungen, wie das vonstatten ging, aber ganz undeutlich waren seine Vorstellungen auch nicht.

Die Goda bog rechter Hand in einen Heckenweg ein, den sie die „Ell“ nannte. Es gehe ein bißchen steil runter, sagte sie, aber dafür seien sie in der halben Zeit in Hausbach.

Werner sah, daß sie wie auf Eiern ging, Haste Hühneraugen? Fragte er.

Pah, Hühneraugen. Die Schuhe sind zu eng.

Dann kannst doch Hühneraugen haben.

Komm, spalt die Linsen nicht hochkant, sagte die Goda.

In den Hecken knisterte das Licht. Zwischen Königskerzen und Nesseln fand Werner eine Habichtfeder. Es war ein Glücksfund, denn wer findet schon eine Feder zwischen den Königskerzen und Nesseln? Glücklicherweise steckte Werner die Habichtfeder in ein Knopfloch. Als sie zur Näherin kamen, war sie weg.

Die Näherin war rappeldürr. Ihr Kinn war spitz, daß sie damit ein Geschwür hätte aufstecken können, doch sie war herzensgut, denn sie schickte gleich ihren Jungen, der dabei war, ein blaues Pferdchen aus einem Karton auszuschneiden, Zuckerstangen kaufen. Eilig räumte sie seinen Stoß Modezeitungen vom Sofa, damit die Goda sich setzen konnte, und komplimentierte Werner auf den Stuhl, auf dem ihr Junge gekniet hatte.

Ob sie viel Arbeit habe? Fragte die Goda.

Oh, sagte die Näherin, es könne besser sein. Aber man dürfe nicht klagen.

Die Goda atmete erleichtert auf. Ihr Kleid würde zur Beerdigung fertig sein, und über den Macherlohn ließe sich reden.

Werner guckte sich das goldgerahmte Bild über dem Sofa an. Klar, es war Jesus. Wer sonst hatte so goldenes Haar, wer sonst so schöne blauen Augen? Sein vor Liebe glühendes Herz hatte ihm die Brust aufgebrochen, zwischen den Rippen schossen Strahlen hervor,

Die Näherin erkundigte sich nach ihrer Strohpatin, die eine späte Heirat nach Britten verschlagen hatte. Allem Anschein zum Trotz schien sie noch auf Kinder zu hoffen. Die Goda schüttelte den Kopf. Sie gackert noch, sagte sie, aber sie legt nicht mehr.

Werner rätselte, warum die Frau noch gackern, aber nicht mehr legen könne. Plötzlich kapierte er, und er sah die Goda missbilligend an.

Der Kroppert kam mit den Zuckerstangen angestürmt, und sie durften zum Schaukeln in den Garten. Werner schwang sich als erster auf die Klunsch. Bei jedem Höhenflug ließ er das Ende der Zuckerstange in den Mund gleiten. Als der Kroppert an die Reihe kam, hatte er keine Lust mehr zu schaukeln. Er wollte „Messersch“ spielen. Werner tat ihm den gefallen und schleuderte ein verrostetes Taschenmesser auf sechs verschiedene Arten zu Boden. Jedesmal blieb es stecken. Der Kroppert brachte es auf drei Treffer. Ich hab heut keinen guten Tag, sagte er. Besorgt hörte Werner die Kirchenglocken schlagen. Kaum hatte sie ihn an die Zeit erinnert, ging ihm alles auf die Nerven: das Schlippen der Spatzen auf dem Misthaufen, ein Kuhbauer mit seinem langgezogenen „haa-remm“ das Quietschen der Schraube, die hinter dem Leiterwagen herhockende Sus oder

Kätt hastig zudrehte, der Kroppert, der ihn fragte, ob er schon geraucht habe?

Er war wie gelöst, als die Goda ihn zu sich rief und ihm mit breitem Lächeln eröffnete, sie würden gefahren. bis zur haustür-

Ein mit Fässern und Kästen beladener Lastwagen hielt am Straßenrand. Am Steuer saß der Helgen, einen brennenden Stumpen zwischen den Lippen. Die Näherin winkte Werner vom Fenster aus mit der dünnen Hand so heftig zu, als sei er im Begriff, nach Amerika auszuwandern.

Der Helfgen war ein stolzer Mann von dreißig Jahren. Werner kannte sein Alter, denn er war wie die Goda Jahrgang eins. Er hatte ein rotes Gesicht, war breit-schultrig, gedrungen. In seinem Lodenrock, den gebauschten Hosen und den Stiefeln sah er wie ein Jäger aus, und er war auch einer. Bei den Britter Schützenfesten hielt ihn nur Onkel Johann nieder.

Die Goda kletterte auf den glühenden heißen ledersitz und zog Werner auf den Schoß. Langsam rollten sie über das holprige Pflaster. Die Steigung mit der engen Kurve am Dorfausgang kroch der Wagen knatternd und dröhnend hinauf. Auf der geraden gab der Helfgen Gas. Hinter ihnen schepperten die Kästen und Flaschen. Der Helfgen drückte den Stumpen aus und warf ihn aus dem Fenster. Er hatte noch kein Wort gesprochen. Jetzt aber fing er an zu reden- lauter Dinge, die Werner aus der Zeitung kannte, verschlang er doch die Sportmeldungen, die Todesanzeigen und die Überschriften auf der ersten Seite jeden Morgen, so daß Onkel Pidli halb besorgt, halb anerkennend sagte: Der Jung da, aus dem wird noch was, und wann er Bücher schreibt.

Was der Helgen ihnen wegen des donnernden Mo-

tor in die Ohren brüllte, war aber etwas anders als tote Worte auf knisterndem Papier. Er war ein Augenzeuge. In Dortmund hatte er gesehen, wie Sozis und Nazis mit Knüppeln und Latten aufeinander losgestürmt waren. Drei waren krankenhausreif auf dem Pflaster liegengeblieben. Er, Helgen, hatte eine Brille vom Boden aufgehoben, die war noch ganz.

In Trier war der Helfgen selbst tätig geworden. Er hatte einen von der Kommune beim Plakatkleben erwischt und ihm den Stiefel in den Arsch getreten, daß er Purzelbaum geschlagen hatte. Das war nach einer Versammlung der Arbeiterpartei gewesen. Da hatte ein studierter Mann geredet, ein Rechtsanwalt. Kreiböddem, hatte er alles fein erklärt. Die ganze Lage. Wie beschissen Deutschland dran ist, habe er Helfgen, natürlich vorher gewußt. Millionen Arbeitslose. Parteien wie Sand am Meer. Einer dem anderen sein Teufel. Arm Leut, wohin man sehe. Geplagter Mittelstand. Aber der Anwalt habe ihm die Augen erst richtig geöffnet. Kriegsschuldlüge und Schanddiktat. Reparationen und Ohnmacht der Republik. Inflation und Wirtschaftskrise. Bolschewismus und Weltjudentum. Das sei ihm im einzelnen nicht Neues gewesen, aber im Zusammenhang. mein lieber Mann.

Die Goda guckte durch die verstaubte Windschutzscheibe. So guckte sie nur, wenn sie wütend war. Ob der vorhabe, sich ein braunes Hemd zu kaufen? Fragte sie.

Das sei nicht nötig, sagte der Helgen. Er habe die Uniform im Schrank hängen.

Jetzt schläg`s dreizehn, rief die Goda.

Wie, wundert sie das? Fragte der Helfgen, Er halte nichts von Abwarten und Leisetretern. Hier, Farbe bekennen. Butter bei die Fisch. Es werde nicht lange dauern, und er habe den Laden in Schwung gebracht.

Wieso er? Fragte die Goda. Er müsse sich bei den Braunen doch erst hoch dienen.

Pah, machte der Helfgen. Ihm sei gleich ein Amt angetragen worden. Die Kameraden wüßten, was seien ihm hätten.

Halt Ruh, sagte die Goda zu Werner, der mit den beinen zappelte. In Britten brauche er sich mit seinen Kumpanen nicht blicken zu lassen, fuhr sie den Helfgen an. Gegen das Zentrum könnte sie keinen Blumentopf gewinnen.

Da hat sie recht, dachte Werner. Er wußte, daß Onkel Piddi und die Seinen, aber auch die Leute im Dorf, durch die Bank Zentrum wählten.

Pah, machte der Helfgen wieder. Hier in den Dörfern gebe das Zentrum zwar noch den Ton an. Wo die Leut am ärmsten und frömmsten seien, blühe sein Weizen. Aber anderswo helfe ihm schon jetzt keine Litanei und kein Rosenkranz mehr. Und die Roten nützten ihr Stalin und Thälmann auf die Dauer genau so Wenig. Adolf werde Kleinholz aus ihnen machen.

Der Goda ging der Gaul durch. Adolf könne sie hinten rumheben, schrie sie. Er könne sie kreuzweise.

Jetzt schmeißt uns der Helfgen raus, dachte Werner. jetzt verpasse ich Johanna.

Doch der Helfgen machte eine ärgerliche Handbewegung. Mit dir ist nichts anzufangen, sagte er zu der Goda. Wart es ab.

Er fuhr die Steigung nach Britten langsam hoch und an Onkel Johanns Wirtschaft vorbei, obwohl er dort abzuladen hatte. Erst auf Piddis Hof hielt er an und stellte den Motor ab.

Die Goda ließ Werner aus dem Fahrerhaus klettern, krabbelte hinterher und knallte die Tür zu. Grußlos lief sie ins Haus.

Jetzt konnte er zu Dora gehen. Die Glaskugel hatte er in der Tasche. Er stand auf, guckte in den Spiegel, fand sich nicht über, machte sich auf den Weg. Angesichts des Brunnens wurde ihm bange. Was, wenn Dora im Haus war? Was, wenn Jos aufkreuzte? Kaum wagte er sich einzugestehen, daß er seinem Freund nicht begegnen wollte. Aber hatte er die Wahl? Die Glaskugel konnte er Johanna nur schenken, wenn niemand es sah.

Dora war da. Mit einem kunterbunt gekleideten Mädchen spielte sie vor dem Scheunentor Himmel und Hölle. Geschickt warf sie ihren Stein in das letzte Haus und tippelte auf einem Fuß durch die Kästen.

Der Freier kommt, schrie die kunterbunt gekleidete Gnetzel und stob davon. In sicherer Entfernung blieb sie stehen und schrie: Wizi, wizi, lach ihn aus. Dann rannte sie um die Ecke.

Werner schoß das Blut ins Gesicht. Er tat so, als habe er Dora nicht gesehen, schlenderte um Brunnen, ließ den Strahl plätschern, trank. Als er sich umdrehte, stand Dora noch immer im letzten Haus, den Stein zwischen den Fingern.

Werner stieß sich mit dem Fuß vom Brunnen ab und ging stracks auf Johanna zu. Wie geht's fragte er.

Oh, wie soll's gehen? Dora senkte den Kopf. Ihr Medallchen, das sie immer trug, pendelte vor ihrer Brust.

Werner sah ihr dunkles Haar, die straff geflochtenen Zöpfe. Ist Jos daheim? Fragte er.

Wo sollte er sonst sein? Es läutet bald Mittag.

Werner schloß die Finger um die Glaskugel, zog die Hand aus der Tasche. Soll ich dir was zeigen? Fragte er. Johanna blickte auf und nickte.

Werner hielt die Faust vor die Brust und öffnete sie.

Oh, wie schön, rief Dora
Hier, nimm sie, stieß Werner hervor.
Ich? Wozu.
Um zu spielen.
Nein, sagte Dora leise.
Warum nein?
Sie ist zu schön für mich.
Nichts ist zu schön für dich, sagte Werner. Er faßte
Doras und legte die Glaskugel hinein.
Danke, sagte Johanna. Sie schloß die Finger um die
Glaskugel. Damit spiele ich nicht, sagte sie. Ich behalte
sie all mein Leben.

7

Rudolf stocherte in den Saubohnen. Mürrisch grommelte er: Die Bläß hat was.

Was? Onkel Piddi ließ die Gabel über den Schweinebraten schweben.

Er habe es eben erst bemerkt, sagte Franz. Mißmutig zerdrückte er eine Salzkartoffel mit seiner schwarzen behaarten Hand. Die Bläß habe einen dicken Panz, und sie stehe strack auf der Streu.

Onkel Piddi legte Messer und Gabel hin. Er grapschte nach dem Kneifer, der an einer silbernen Kette baumelte, setzte ihn auf und tappte in den Stall, Werner und die Männer hinter sich.

Das Essen wird kalt, rief Tante Bebbi kläglich.

Mannsgedinges, schimpfte Frieda, die in der Küche Senf holte. Nichts war ihr scharf genug, und sie aß den Senf heimlich mit dem Löffel.

Werner war nicht beunruhigt. Die Bläß ließ ihn kalt. Er hielt es mit den Pferden und den Kälbern. Die Beezi waren ihm ans Herz gewachsen.

Onkel Pididi faßte die Bläß scharf ins Auge und tastete ihr den Panz ab. Nach ihm machte sich Kulla an der Kuh zu schaffen. Selbst Alain drückte ein bißchen an ihr herum.

Franz hatte nicht übertrieben. Der Panz war mächtig geschwollen, hart wie ein Brett, wovon auch Werner sich überzeugte, und die Bläß stand blöde da, als könne sie nicht bis drei zählen.

Beim Steichen habe ihr noch nichts gefehlt, sagte die Goda, die plötzlich im Stall war.

Das glaube er gern, rief Kulla. Er wollte nicht wissen, wo sie mit ihren Gedanken beim Steichen gewesen sei. Er vreckte den Daumen in die Luft, schloß die Faust um ihn und ließ sie auf- und abgleiten.

Gib dich, sagte die Goda barsch. Er soll sich schämen, nichts als schweinzige Gedanken im Kopf.

Franz schlug, vor den Viehdoktor zu holen.

Nein, nein, grommelte Onkel Pididi. Er strich sich mit Daumen und Zeigefinger über den aufgezwirbelten Schnurrbart. Das ist kein Fall für den Viehdoktor, sagte er. Die Bläß ist schlimm dran. Da könne nur Schomer Nekkla helfen.

Augenblicklich schickte er Alain zu dem heilkundigen Mann. Werner wunderte sich, daß er nicht den Zauberklees rufen ließ. An der Futterkrippe gelehnt, überlegte er, ob Onkel Pididi fragen solle, warum er sich in diesem offenbar verzweifelten Fall nicht übernatürlichen Kräfte bedienen wolle. Doch Onkel Pididi mußte seine Gründe haben, und Werner hielt den Schnabel.

Schomer Nekkla kam bald. Er war ein Kuhbauer mit einer hubbeligen Glatze und einem Zaum grauer Haare

drum. Werner konnte nicht anders, als ihn dem Augenschein zum Trotz für einen Viehdoktor erster Wahl zu halten.

Ohne viel Worte krabbelte Schomer Nekkla der Bläß unter den Panz, tastete hier und tastete da, befragte das Euter, leuchtete der Kuh mit einer Taschenlampe ins Maul, schnupperte an ihr herum. hob ihr den Schwanz hoch und guckte hinten rein.

Niemand sprach. Die Mücken summten, das Stroh knisterte, eine Kuh braddelte, draußen knarrten die eisernen Räder eines Leiterwagens.

Der Viehheiler murmelte unablässig. Haspelte er eine Litanei herunter? Mit grämlich zerfurchter Stirn sagte er endlich, die Kuh habe unguten Klee gehressen. Kulla hat recht gehabt, dachte Werner. Aber Kulla sagte kein Wort.

Sie sollten die Kuh aufs Stroh werfen, sagte der Viehheiler.

Die Männer zwangen die Bläß nieder. Sie lag verdutzt auf der Seite. Franz hielt ihr den Kopf fest, Kulla die Hinterbeine. Alain die Vorderbeine. Onkel Pidli guckte angestrengt zu.

Der Viehheiler zog ein schmales Messer aus der Tasche. Mit der linken Hand tastete er der Kuh den Oberbauch ab, zog die Hand zurück und stieß das Messer mit der Rechten kurz und entschlossen in den Panz.

Gas zischte heraus. Es roch säuerlich, als hätte jemand Essig ins Bier gekippt. Werner hielt sich die Nase zu.

Der Viehheiler wischte der Bläß den Bauch mit Stroh ab. Onkel Pidli sagte; das ist wieder mal gut gegangen.

Was ist denn hier für'n Zores? Rief jemand an der Stalltür.

Ah, der Zerfer Jud, sagte Onkel Pidli. Kommst du

endlich?

Wie konnt ich früher Kommen? Das Pferd war krank. Ja, seh ich recht? Das Saarbrücker Jungchen. Er Täschelte Werner die Wange. Wie geht ´s dem Papa? Was macht die Mama?

Werner sagte, es gehen ihnen gut. Die Mutter rief jeden Sonntag an. Die Eltern wollten auf die Kirmes kommen.

Das sei recht, sagte der Zerfer Jud. Werner habe eine feine Mama, und sein Papa sei ein feiner Mann.

Werner war das lob peinlich, aber es freute ihn doch.

Der Zerfer Jud zog ein in Zeitungspapier eingewickelts Butterbrot aus dem Kittel, streifte das Papier ab, brach die Schmier durch und bot Werner eine Hälfte an. Obwohl das aufgewärmte Essen in der Stuf auf ihn wartete, biß Werner herzhaft in das Hasenbrot. Die Butter schmeckte leicht ranzig, aber darauf kam es bei Hasenbrot nicht an.

Die anderen gingen mit dem Viehheiler ins Haus. Werner blieb mit Onkel Pididi und dem Zerfer Jud im Stall. Die beiden redeten hin und redeten her. Was er von den Kälbern halte? Fragte Onkel Pididi endlich mit gleichgültiger Stimme.

Oh, die Beezi seien nicht rar dieses Jahr, sagte der Zerfer Jud mit ebenso gleichgültiger Stimme. Er könne eine Zucht aufmachen, wenn er alle Kälber kaufe, die man ihm anbiete.

Schon möglich, gab Onkel Pididi zu. Aber Kalb und Kalb, das ist der Unterschied, Seine Kälber, das wisse jeder, seien erste Wahl.

Bischofskälber, sagte der Zerfer Jud.

Erste Wahl, wiederholte Onkel Pididi. Das sehe ein Blinder.

Ein Blinder schon, sagte der Zerfer Jud. Aber ein

Mensch mit zwei Augen? Das braune Beezi könne man getrost abschreiben. Das andere, schwarz wie die Frau Mama, nu, wenn man es von weitem sehe, scheine es Ganz passabel zu sein. Wie aber, wenn man näherkomme?

Onkel Piddi tätschelte den Hals des schwarzen Kalbes, als wolle er es gegen so viel mißtrauen in Schutz nehmen. Ein Kalb wie das hier gebe es in ganz Britten nicht mehr, behauptete er.

Mag sein, sagte der Zerfer Jud, aber was heiße das schon? Ah, wenn er an das Kalb denke, das er letztes Jahr hier im Stall für freilich teures Geld gekauft habe. das sei ein kalb gewesen, alles, was recht sei.

Ja, da habe er sein Geld gut angelegt, sagte Onkel Piddi.

Der Zerfer Jud knöpfte seinen Kittel zu und fing an, das Kalb mit geschlossenen Augen abzutasten. Er knetete das Fell, rieb mit den Handballen darüber, machte die Augen auf, guckte dem Beezi ins Maul, in die Nasenlöcher, in die Ohren, in die Augen, unter den Schwanz, Seufzend richtete er sich auf und verzog leidend das Gesicht. Nu, sagte er, es sei nicht ganz das, was er trotz allem erwartet habe, schnell strecke er die Hand aus und rief was in einer fremden Sprache.

Das muß jididsch sein, dachte Werner.

Onkel Piddi schlug dem Händler mit den Fingern so fest auf die flache Hand, das Werner dachte, jetzt kriegen sie Streit. Zum Glück beherrschte er sich, lief aber zu den Pferden hinterm Stall. War es aus Wut, war es, um sich zu sammeln? Noch ehe sich Werner ein Bild machen konnte, kam er zurück und fragte, was seinem Kalb denn fehle, um alles in der Welt?

Nu, es hat hier ein bißchen zu wenig und da ein bißchen zu viel, sagte der Zerfer Jud.

Onkel Piddi grommelte etwas. Dann rief er ein Wort in der fremden Sprache und streckte die Hand aus. Der Zerfer Jud schlug ihm, so fest er konnte, mit den Fingern drauf lief an die Stalltür, guckte raus in die Sonne. Aber er kam wieder zurück und fragte, ob Onkel Piddi ihn ausziehen wolle? Solle er nackig und plackig vor die Frau und Kinder treten? Nichts zu reißen und zu beißen hätten die daheim, wenn er sich sein gutes Geld so aus dem Sack ziehen lasse. Er steckte schnell die Hand aus und rief etwas in der fremden Sprache.

Onkel Piddi drehte sich den Schnurrbart. Dann schlug er dem Zerfer Jud dreimal kräftig auf die Hand. Et ers bekninigt, rief er, und es klang feierlich.

Beide schienen plötzlich gut gelaunt zu sein, Onkel Piddi zwinkerte Werner heimlich zu. Der Zerfer Jud tätschelte ihm die Wange. Aber der Strick muß dabei sein, sagte er zu Onkel Piddi. Er zog Geldscheine aus der Tasche und zählte sie ihm in die Hand. Onkel Piddi steckte sie ein.

Durch Scheune, Backstube und Küche gingen sie alle drei in die Stubb. Selbstzufrieden setzten sich die beiden Handelspartner an den Tisch. Onkel Piddi schnitt sich seinen Kautabak, denn er hatte den Hunger übergangen. Der Zerfer Jud latzte sich an den Saubohnen und Salzkartoffeln, denn der Schweinebraten war nicht koscher. Werner ließ sich das aufgewärmte Essen schmecken.

Von draußen kam Frieda herein, einen Korb-Gurken in der Hand, die sie im Werkgarten gepflügt hatte. Guck hier, die Frieda, rief der Zerfer Jud. Biste zufrieden in Britten?

Ja, sagte Frieda, es geht. Man muß es holen wie es kommt. Nirgends ist es so schön wie daheim. Ich hab´s hier aber gut getroffen.

Der Zerfer Jud trank den Viez aus und starkste zu seinem Wagen, der vor dem Schuppen stand. Sein Pferd, ein kleiner Grauschimmel, fraß ihm ein Stück Kandiszucker aus der Hand.

Franz brachte das Kalb an einem Strick. Er schob ihm die linke Hand unter den Brustkorb, faßte die Schwanzwurzel mit der Rechten und hob es freischwebend in den Lattenverschlag auf die Pritsche.

Der Zerfer Jud stieg auf den Bock. Werner rief ihm für das Hasenbrot noch mal "Merci" zu.

Der Zerfer Jud lächelte. Nächste mal bringe er ihm einen Matzen mit, versprach er. Richtige Matzen.

Wie Matzen seien? Frage Werner.

Das lasse sich nicht beschreiben, sagte der Zerfer Jud. Matzen müsse man schmecken,- sag deinem Papa und deiner Mama einen schönen Gruß, rief er und knallte die Peitsche,

8

Köln hat angerufen, sagte Tante Bebbi. Ihr Bruder, Onkel Michael, hatte seinen jüngsten Sohn, Hermann, als Feriengast angekündigt. Da er der Halbbruder der Mutter war, sah Werner Hermann als seinen Vetter an, mochte er auch ein bißchen fremdes Blut in den Adern haben.

Werner freute sich auf den rheinischen Vetter. Er hatte ihn erst in den letzten großen Ferien kennengelernt. Bis dahin hatte Hermann Sommer für Sommer bei seinen Großeltern antanzen müssen, denn seine Mutter suchte ihn an seine Familie zu binden. Erst nachdem der

eigene Gaul den Großvater zu Tode geschleift hatte und die Großmutter ihrem Mann einsichtig in die Grube gefolgt war, hatte Hermann den heiß ersehnten Ortswechsel nach Britten vornehmen können.

Von Köln wußte Werner kaum mehr, als das Onkel Michael dort Direktor am Gymnasium war, daß der Rhein dort floß und der Dom an seinem Ufer stand. Auch hatten Tünnes und Schäl dort gewohnt. Doch, das wichtigste hätte Werner fast vergessen- den Karneval. Da waren die Gecken von der Kette los. Die Kölner in der Diaspora dachten an ihre Heimat und gingen zu Fuß nach Haus, auch wenn sie Tag und Nacht marschieren mußten. Die Armen trugen alles, was sie entbehren konnten, ins Pfandhaus, und mit dem Reibach machten sie einen drauf. Am Rosenmontag waren alle Blumenläden ausverkauft. Die Narrenwagen waren hängende Gärten. An Aschermittwoch zogen die Gecken besoffen in den Dom und ließen sich das Aschenkreuz auf die Stirn pinseln, denn sie waren gut katholisch.

Mit einer Gänsehaut dachte Werner an die düsteren Geheimnisse des rheinischen Vetters, an seine Traumberichte und die unerhörten Begebenheiten, die ihm auf Schritt und Tritt zustießen. Seine Vorfreude wurde nur durch die Anordnung der Goda getrübt, mit Hermann ein Bett im Zimmer von Franz zu teilen. Er würde zwar wie üblich zum pissen in den Stall tapfen. Was aber, wenn er das Wasser einmal nachts nicht halten könnte? Den Botschamper vor Hermann zu benutzen, machte ihm nichts aus. Aber vor Franz?

An dem Umzug aus dem weißen Zimmer war der Rheinische Vetter nicht schuld, sondern ein Herr Wiedenfeld aus Berlin- ein Sommerfrischler, der in Britten Ruhe und Erholung suchte. Vermittelt hatten ihn die Trierer, die nicht weit vom Sportplatz ein Ferie-

Haus besaßen, in dem sie sich gegenseitig auf die Füße traten und nachts den Platz in den federn streitig machte. Die Goda hatte erst gemault, weil sie alle Hände voll zu tun hatte und niemand ihr die Sorge für fremde Gäste abnehmen konnte. Doch Onkel Piddi hatte ein Machtwort gesprochen- dies sei ein Gasthof und kein Privathaus.

Der Deppchesbus hielt pünktlich am Maschinenschuppen. Die Deppches, ein hartes Tagewerk in den Knochen, tappten schwerfällig vom Trittbrett. Der Meister Philippi von der Mosaikfabrik rief Werner einen Gruß zu.

He, Werner, altes Schlachtroß. Der rheinische Vetter winkte über die Schulter einer Frau hinweg, die sich mit ihren Taschen aus dem Bus quälte. Er sprang aus die Straße. ließ sich den Koffer nachreichen, schwankte damit auf Werner zu, hieb ihm die zarte Hand kräftig auf die Schulter und piff eine Melodie, die Werner kannte, weil die Mutter sie manchmal auf dem Klavier spielte.

Was war das?

Mozart, sagte Werner.

Genauer. Was?

Eine Klaviersonate.

Tonart?

A-Moll, sagte Werner auf` s Geradewohl.

Der rheinische Vetter lächelte spöttisch. D-Dur

Mein Lieber. Köchel?

Passe, sagte Werner, wie er es beim Skat gehört hatte.

Einsfünfundsiebzig, sagte der rheinische Vetter.

Mach die nichts draus, alter junge. Man kann nicht alles wissen.

Drei Tage waren sie ein Herz und eine Seele.

Einmal verpaßte Werner sogar Lutwin. Und Dora?

Werner war mit Weh belegt. Er ließ die Flügel hängen.

Am liebsten hätte er geweint. Dora war nicht mehr in Britten. Fort war sie. in Ferien bei ihrer großen Schwester. Sie verstehe nicht, was in das Kind gefahren sei, sagte Pettry`s Mamm. Sonst sei sie mit Kußhand nach Dillingen gefahren. Wie auf Weihnachten habe sie sich auf die Stadt gefreut. Und diesmal: Mit Händen und Füßen habe sich Dora gewehrt, gebeten und gebettelt habe sie, sich ihr an den Rock gehängt, niemand könne sich das klären.

Trotz seiner Betrübniß brannte Werner darauf, abends im Bett den Erzählungen des Rheinischen Vetters zu lauschen. Diese Erzählungen gaben Hermann eine Überlegenheit, die er durch sein höheres Alter kaum hätte erreichen können. ein Jahr voneinander getrennt, waren die Vettern einander an körperlicher Kraft ebenbürtig, und balgten sie sich einmal, lag bald der eine, bald der andere unten.

Kaum im Bett, fragte Werner, ob Hermann etwas Seltsames erlebt habe?

Hermann ließ die Stille wirken. Heimlich zählte er bis dreißig. Er kletterte aus den Federn, zog Ridde vor und schlüpfte unter das Leintuch zurück. Flüsternd mahnte er Werner zu ewiger Verschwiegenheit. Er solle beim Grabe seiner Mutter schwören, kein Wort von den schauerlichen Geheimnissen zu verraten.

Werner wies das Absinnen ab. Solange seine Mutter lebe, könne er nicht bei ihrem Grabe schwören. Tue er es doch, sei er an ihrem Tode schuld. Ein Mörder sei er, dem ein Mühlstein an den Hals gehängt werden müsse.

Das sah der rheinische Vetter ein. Dann solle er bei seinen Augen und seiner Zunge schwören, forderte er kühl. Finsternis solle ihn schlagen auf ewig, und seine Zunge, verdorren solle sie wie Gras, wenn er ein Sterbenswort verrate.

Werner murmelte, Finsternis solle ihn schlagen auf ewig, und seine Zunge, verdorren solle sie wie Gras.

Ich schwöre es bei meinen Augen und bei meiner Zunge, sprach der rheinische Vetter die Formel vor.

Ich schwöre es bei meinen Augen und bei meiner Zunge, sagte Werner. Er spürte die Hand des rheinischen Veters auf der Brust. Sie prüfte im Dunkel, ob er der Fingern auf dem Herzen habe.

Gut, so höre denn, sagte der rheinische Vetter mit altväterliche Feierlichkeit. Es war in der Frühmesse zu Sankt Georgen, an Christi Himmelfahrt. Ich hatte mich auf den Empfang der heiligen Kommunion gut vorbereitet. Du weißt ja, ich will Priester werden.

Werner spürte, wie sich der rheinische Vetter an ihn drängte und den Mund dicht an sein Ohr hielt.

Während der Messe dachte ich immerzu an das Geheimnis der heiligen Wandlung, raunte Hermann. Aus, Brot und Fleisch, aus Wein und Blut. Begreifst du das, Werner? Laß nur, streng dich nicht an. An diesem geheimnis haben sich schon andere als du die Zähne ausgebissen. Also, ich warte auf die Wandlung-die heilige Wandlung, will ich sagen. Der Messdiener kniet sich hin, bimmelt, und da beschied es?

Stille. Schauer bei Werner?

Soll ich es die gestehen? Nein, du verträgest die grausame Wahrheit nicht.

Bitte, Hermann, flüsterte Werner lustvoll erschrocken, bitte, erzähl.

Der rheinische Vetter zählte heimlich bis dreißig. Nun gut, sagte er, erschauere: mein Glaube war plötzlich weg. Einfach weg. Wie nie dagewesen. Der Priester hob was in die Luft. Eine Scheibe Brot, nichts weiter. Er hob den Kelch- Weißwein mit einem Schuß Kranenwasser. Ich betete inbrünstig zum Heiligsten Herzen

Jesu. Es half keinen Schnatz.

Warum hast du gebetet? Dein Glaube war doch futsch.

Klar war er futsch. Aber ich wollte ihn wiederholen.

Ach so.

Und dann- der rheinische Vetter schlang den Arm um Werner- ach, du glaubst es mir nicht.

Doch, doch, rief Werner, ich glaube dir.

Schrei nicht so, zischte der rheinische Vetter. Er holte tief Luft. Werner spürte seinen Atem im Nacken. Nun gut, du sollst es wissen: Ich haßte plötzlich alles. Den Priester, die Kirche, den Papst, Gott- den ganzen Plunder.

Aber du willst doch Priester werden?

Redest du oder ich? Der rheinische Vetter stieß Werner die Faust in die Seite. Als Ungläubiger kann selbst der heilige Thomas nicht gewesen sein. Ich Streckte dem Pfaffen regelrecht die Zunge heraus. Er dachte wohl, Hermann hat heute Glaubenseifer, da ist alles dran. Hatte der arme Mann eine Ahnung. Kaum war ich wieder im Bank- hörst du auch zu?

Du schläfst wohl schon

Nein, nein. Ich bin hellwach.

Um so besser. Also, ich schlug die Hände vor`s Gesicht. Aber ich schluckte die Hostie nicht. Rate, was ich mit ihr gemacht habe.

Was?

Rate.

Weiß nicht.

Du hast keine Phantasie, mein Lieber. Ich habe sie mit der Zunge in die Hand geschoben und sie in die Hosentasche gesteckt.

Werner rührte sich nicht.

Du willst natürlich wissen, was ich mit der Hostie dann gemacht habe. Der rheinische Vetter schlang den Arm wieder um Werner und streifte mit dem Fuß das Leintuch weg. Sieh an, sagte er, im Mondschein sind deine Beine fast noch hübscher als am Tag.

Die Hostie, Hermann, bat Werner, die Hostie.

Ja, die Hostie. Bis zum Mittagessen habe ich sie mit mir herumgeschleppt. Immer in der Hosentasche. Nach dem Pudding habe ich mein Rad geschnappt und an den Rhein gegendelt.

Wolltest du sie schwimmen lassen?

Du bist ein schönes Fröchtchen, sagte Hermann. Man kann dir weniger vormachen, als ich dachte.- Er knetete Werner den Schenkel. Ja, ich wollte sie ins Wasser werfen. Sehen, ob sie schwimmt oder nicht. Ein Gottesurteil, sozusagen. Gottesurteil?

Klar, flüsterte Werner, obwohl er nicht wußte, was damit gemeint war.

Vielleicht fressen sie die Fische, dachte ich. Der rheinische Vetter lachte leise und schob Werner die Hand auf den Bauch.

Werner wurde es komisch zumute. Du hättest auch in den Zoo gehen können, sagte er. Ein Reh oder eine Giraffe hätte die die Hostie bestimmt aus der Hand gefressen.

Danke für Obst und Südfrüchte, sagte der rheinische Vetter. Es ist verboten, Tiere im Zoo zu füttern. Werner zog ein Bein an und klemmte die unruhige Hand des rheinischen Veters ein.

Ah, sagte Hermann gähmend, ich bin todmüde. Die Grippe. Die Luftveränderung. Schlafen wir.

Bitte, Hermann, erzähl weiter. Werner gab ihm die Hand frei.

Wo war ich stehengeblieben? Fragte der rheinische

Vetter,

Bei den Fischen.

Richtig. Ich stehe also am Rhein und strecke die Finger in die Hosentasche, um sie rauszuangeln. Was ist denn da so feucht? Denke ich. Ich ziehe die Hand aus der Tasche. Blut, Werner, Blut

Und die Hostie?

Der rheinische Vetter bohrte ihm eine Fingerkuppe in den Nabel. Junge bist du langsam, sagte er. Weg war sie, weg. Verwandelt in das Blut unseres Heilands und Erlösers.

Die Treppe knarrte unter schweren Schritten. Rudolf drückte die Tür auf, knipste das Licht an, Schlaft ihr zwei noch nicht? Fragte er. Er zog sich aus, schichtete seine Kleider auf den Stuhl, schüttete Wasser aus dem Krug in die Porzellanschüssel, tauchte den Kopf hinein, prustete, zog den Kopf heraus und wusch sich mit einem Schwamm von oben bis unten. Er hatte einen Pelz von schwarzem Haar auf der Brust und Bauch, Muskeln wie ein Pferd, und seine hirschbraunen Augen Warenklein vor Müdigkeit.

Gähmend trocknete er sich ab, streifte ein Baumwollhemd über und warf sich krachend in die Kaul. Fuß an Fuß streckte er die Beine aus. Wie schläft der Soldat?

Werner petzte die Augen zu. Der rheinische Vetter rief schneidig: ich habe noch nicht gedient, Herr Hauptmann.

Die Linke auf dem Brustbeutel, die Rechte am Sack, so schläft der Soldat, sagte Franz. Mit seiner schwarz behaarten Hand zog er an der Lampenschnur. Im Dunkel spürte Werner, wie der rheinische Vetter sich anschickte, den Schlaf des Soldaten nachzuahmen, mochte ihm auch der Brustbeutel fehlen.

Der Dorfpolizist hatte am Morgen ausgeschellt, das Leitungswasser sei sparsam zu verwenden. Vor Onkel Piddis Haus aufgepflanzt, die Glocke unter den Ärmel der Uniformjacke geklemmt, die steife Mütze auf das Streichholzlange Haar gestülpt, hatte er die Bekanntmachung mit schnarrender Stimme vom amtlichen Blatt vorgelesen. Die Britter hielten sich an das Gebot, doch am Abend kam kein Tropfen mehr aus den Hähnen.

Werner und der rheinische Vetter fuhren mit dem Handkarren zum Ziehbrunnen. Werner drehte die einer Eisenkette hängenden Eimer mit einer Kurbel herunter, bis er in der Tiefe auf das Wasser klatschte. Mit vereinten Kraft zogen sie ihn hoch, wobei sich die Kette quietschend um die Holzswelle drehte. Auf dem Rückweg fuhren die Trierer mit dem Benz, Jahrgang 26, lachend und winkend an ihnen vorbei. Sie hielten vor Onkel Piddis Haus und hupten so lange, bis Tante Bebbi zahnfleischkauend herausgewatschelt kam. Forsch sprang ein Herr vom Trittbrett, der niemand sonst als Herr Weidenfeld aus Berlin sein konnte.

Tante Bebbi sagte gleich, das fließende Wasser sei Weg. Herr Weidenfeld nahm die Nachricht, die ihm schon bekannt sein mochte, gelassen auf. Was wollen Sie? Sagte er. Warum sollte in einer Republik, in der nichts mehr geht, ausgerechnet das Wasser funktionieren?

Werner sah Herr Weidenfeld fast nur bei Tisch, wo er

allein über der gesunden Landkost saß, wie er Tante Bebbis Köstlichkeiten nannte, und dazu Viez trank, der für ihn nicht weniger als ein Göttergesöff war. Manchmal rief er abends in Berlin an und sprach mit einer Mimi, die nach des rheinischen Vettters Meinung nicht seine Mimi war. Doch Werner hatte am Ankunftstag den Ehering an Herren Weidenfelds Hand gesehen und blieb dabei, daß Mimi Herrn Weidenfelds Frau sei. Was hatte es schon zu sagen, das die Sommerfrischler den Ring abgelegt hatte? Das machen die meisten Sommerfrischler so, weil ihnen der Ehering sonst in den Finger schnitt, nahmen sie doch bei der Bauernkost in kurzer Zeit erheblich zu.

Werner und der rheinische Vetter waren für Herrn Weidenfeld Luft. Nur einmal, als sie zum Garten liefen, um die ersten Reinklotten zu pflücken, hielt er sie vor dem Alten Haus mit dem Spazierstock an. Mit seinem scharfen Auge maß er sie von Kopf bis Fuß. Was sie später einmal werden wollen? Fragte er.

Ich werde Priester, rief der rheinische Vetter schneidig, Bischof und vielleicht auch Papst.

Alle Wetter. Herr Weidenfeld stieß den Spazierstock auf. Du willst hoch hinaus, mein junge. Nur, scheint mir, auf den falschen Berg.

Wie bitte? Hermann stemmte die Faust in die Seite.

Nun, die Zeiten sind nicht mehr so für das religiöse.

Priester ist eine Lebensstellung, rief der rheinische Vetter.

Herr Weidenfeld verschränkte die Hände auf dem Spazierstock. Hast du ein Steckenpferd? Fragte er.

Klavier und Geige.

Klavier und Geige, aha. Dann könntest du doch Musik studieren, Konzertmeister werden oder gar Dirigent. Wenn du nicht lieber die Solistenlaufbahn ein-

Schlägt. Bei deinem Ambitionen müßte das zu machen sein.

Bei meinen?

Bei deinem Ehrgeiz will ich sagen. Junge, du hast den Marschallstab im Tornister und weißt es nicht. Kerle wie die braucht das Vaterland. Es wird Zeit, daß Frisches Blut in unser Kulturen leben fließt. Ich komme aus Berlin, wie du wohl gehört hast. Berlin ist ver-seucht mit Juden. In den Orchestern, in den Theatern, in den Verlagen, den Zeitungen, am Rundfunk. Überall sitzen dies Schmarotzer und geben den Ton an. Im Herzen Deutschlands nistet sich der Jude ein. Und da will ein deutscher junge Priester werden. Wie heißt du eigentlich?

Hermann.

Hermann. So hieß der Befreier unseres Vaterlandes. Der Name verpflichtet. Vergiß das nicht. Und die Musik, Hermann-denk an die Musik.

Was hatte Herr Weidenfeld gegen die Juden? Sicher, sie hatten Christus ans Kreuz geschlagen. Aber die Mörder waren seit zweitausend Jahren tot. Die Juden waren nichts Besonderes. Der Zerfer Jud treib seinen Handel, Herr Schwartz daheim lief mit seinem Holz-bein aus dem Krieg herum, Hellers-waren sie überhaupt Juden?

He, junger Mann, rief Herr Weidenfeld, du träumst wohl mit offenen Augen? Was willst du denn mal werden?

Ich? Werner zuckte die Schultern. Vielleicht Schiffs-Junge, vielleicht Heizer auf einer Lok.

Vielleicht dies, vielleicht das, geilte Herr Weidenfeld ihn aus. Wenigsten`“ Lokführer“ hättest du sagen müssen. Entschlossenheit, junger Mann, Härte, Mut und hoch hinaus. Mit seiner Jugend muß Deutschland

wieder groß und stark werden. Also bitte, strengt euch an.

Am nächsten Morgen sah Werner die braunkarierten Knickerbocker des Herren Weidenfeld nebst Strümpfen, Hemd und Unterhosen im Garten an der Leine flattern. Nanu, dachte er, was ist denn da passiert?

Vor dem Alten Haus fing ihn die Frieda ab. Weiß du's schon? Fragte sie, bis an die Ohren grinsend. Der Berliner ist in die Mistkaul getrollt. Stell dir vor- bis an den Bauch im Puddel, eine Pferdsknoddel in der Schneß, und gestunken wie sieben Teufel. Das hat man davon, wenn man mit den Trierern einen draufmacht und dann beschwipst durch's Dorf zieht, voll wie tausend Mann.

Werner hatte die Freude allein. Kein Krümel Mitleid dämpfte sein Vergnügen. Schadenfroher als er nur noch Frieda. Sie war Herrn Weidenfeld gram. Hatte er doch nicht weniger versucht, als ihre Jungfernehere anzutasten. Er war in ihren Augen doppelt ruchlos, weil sie schon am ersten Tag klaren Wein eingeschenkt und freiwillig erklärt hatte, sie habe einen Freier.

Werner war durch Zufall Zeuge des ehrenrührigen Versuchs geworden. Er übte auf dem Saal gerade Tanz-Schritte ein, weil die Goda ihm versprochen hatte, an der Kirmes einen Schieber mit ihm aufs Parket zu legen, da hörte er Herrn Weidenfeld auf dem Treppenabsatz mit unterdrückter Stimme reden. Rasch versteckte er sich unter dem Buffet. Draußen schrie Frieda: Laßt die Finger von den heiligen Sachen. Im nächsten Augenblick flog die Saaltür auf, und Werner hörte Frieda am Buffet vorbei in ihr Zimmer rennen. Er zerbrach sich den Kopf, was mit den heiligen Sachen gemeint sein könnte. Schließlich vertraute er sich dem rheinischen Vetter an. Der hatte eine aufklärende Antwort schnell

bereit. Er war auch jetzt um Worte nicht verlegen. Den Weidenfeld würde er am liebsten ungewaschen ohne Bremsung in den Mond schießen, rief er und ballte seine zarte Faust.

Och, laß ihn, sagte Werner, er ist ein Geschöpf Gottes. Er hatte diesen Ausdruck von dem Großvater übernommen.

Mensch Meier, Werner, hab kein Mitleid mit dem Spreematrosen, sagte Hermann kalt. Leuten wie dem muß man auf die Vorhaut klopfen.

Wie redet er nur? Dachte Werner. Er will doch Priester werden?

Weidenfeld hat einen Sparren, sagte der rheinische Vetter. Gebildet ist er auch nicht. Sonst wüßte er, daß Einstein Jude ist. mein Vater hat ein Foto von ihm über dem Schreibtisch hängen. Ein großer Deutscher, sagt er oft.

Herr Schwartz uns gegenüber ist auch Jude, sagte Werner. Er hat ein Holzbein aus dem Krieg. Gudrun sagt: Hellers sind Juden, weißt du das? Aber das ist nicht wahr. Hellers sind katholisch. Sally ist Meßdiener, und Sara geht zu den Ursulinen.

Mensch, bleib mir mit deinen Lokalnachrichten vom Laib, rief Hermann. Du denkst wohl, jeder Backstein in deinem Nest sei eine Gesetztafel. Gudrun, Sara-hört sich an wie ein Harem an. Harem?

Klar. Tausend Frauen.

Jetzt übertreibst du wieder, Versetz dich mal in die Lage des Paschas. Bei tausend Frauen käme er ja nicht mehr in die Klamotten.

Also, meinetwegen, fünfhundert, sagte Werner.

Du kommst der Wahrheit näher, sagte der rheinische Vetter. So ist das mit dir. Erst schneidest du mächtig auf, dann schneidest du ein bißchen ab. Dann...

Was dann?

Egal. Der rheinische Vetter grinste. Ich habe eine Idee, sagte er.

Ah?

Hermann piff ein paar Takte aus dem „Lohngrin“. wir klauen dem Weidenfeld die Knickerbocker.

Wozu? Dann zieht er andere Hosen an.

So? Hast du ihn schon mal anders als mit seinem Braunkarierten Knickerbocker gesehen?

Werner hatte ihn noch nicht ohne seine braunkarierten Knickerbocker gesehen. Meinetwegen, sagte er, wo verstecken wir sie?

In diesem Augenblick trat Herr Weidenfeld aus dem Haus. Er trug braunkarierte Knickerbocker, die denen auf der Leine wie ein Haar dem anderen glichen. Na, ihr Bengel, rief er, seht bitte mal im Garten nach, ob meine Wäsche trocken ist.

Der Schweinepriester, zischte der rheinische Vetter.

Sie ist noch naß, Herr Weidenfeld, rief Werner. Und sie stinkt noch immer wie sieben Teufel gegen die Wand.

Sie rannten zum Schuppen und duckten sich hinter der Kutsche. Werner linste zurück. Herr Weidenfeld stand mit gegrätschten Beinen auf der Treppe, seine Brillengläser funkelten in der Sonne, und er stieß den Spazierstock fuchtelnd in die Luft.

10

An einem heiteren Morgen in der Kirmeswoche, der rheinische Vetter war vor ein paar Tagen abgereist, ließ sich Werner in aller Frühe von der Goda wecken. Er trank

keinen Kaffee, sondern rannte gleich zum Schweinestall, um die Sau noch einmal in Ruhe anzusehen. Die Goda hatte ihr tags zuvor nur Kleie zu fressen gegeben. Das reinige ihr den Darm, hatte sie gesagt.

Kriegt sie keine Henkersmahlzeit? Hatte Werner gefragt.

Die Goda hatte über soviel Unverstand nur den Kopf geschüttelt.

In der Küche stand ein Topf mit kochendem Wasser auf dem Herd, in der Bachstube ein zweiter. Der Kusine Minglisch Pit, in Brotdorf Metzgermeister, und Alain machten sich in der Scheune zu schaffen.

Na, Werner, kommst du mir helfen? Rief Pit. Wart ein bißchen, dann machen wir Würstchen, du und ich. Pit hatte den linken Zeigefinger dick verbunden. Er hatte sich das Kippchen abgeschnitten, aber seine Haushälterin, Frau Hübsch, verstand sich auf Messerwunden und pflegte ihn gut.

Die Geräte waren schon an ihrem Platz. Auf einem Tisch lagen die Fleischerhaken, der Köcher mit den Schlachtmessern, der Klauenzieher, ein Strick und eine Lackschürze. An einem Balken hing ein Flaschenzug hing ein Sillscheid. An dem Sillscheid würde bald die Sau hängen. Ein flacher Holztrog, die Mool, stand auf dem Boden. Neben der Mool glänzte ein roter Topf.

Onkel Pididi schlurfte in die Scheune, Schlappen an den Füßen, Schnürschuhe in der Hand. Er setzte sich auf die Treppe und zog die Schnürschuhe an, Alain, rief er, wo ist die Axt?

Alain stutze, guckte hierhin, dorthin.

Lauf sie holen, rief Onkel Pididi, schnell.

Werner lief mit Alain zur Werkstatt im Alten Haus. Er griff die Axt, schulterte sie. Alain nahm sie ihm ab

Nichts für Trabanten, sagte er.

Als sie zurückkamen, band Pit gerade die Lack-Schürze um. Er hängte sich den Köcher mit den Messern vor den Bauch, krempelte die Hemdsärmel hoch und setzte sich ein Käppi auf. Geh sie holen, sagte er zu Alain.

Alain treib die Sau aus dem Stall in die Scheune. Sie war wirklich ein prachtvolles Tier. Wie hatte Goda gesagt? Einen Buckel habe sie wie der Greimerather Pastor. Werner wäre gern einmal an einem Sonntagmorgen nach Greimerath gefahren, um den Koloß von Priester von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Ich wollt, die Sau wäre mein, rief ein Nachbarsjunge an der Scheuentür. Er hatte einen Holzstab mit einem vorn angenagelten Propeller in der Hand.

Das würde dir so passieren, rief Werner. Aber sie ist unser, ätsch.

Die Sau war aufgeregt. Sie quiekte und quiekte. Bestimmt ahnte sie was, dachte Werner.

Pit schnappte sie am Hinterbein und band sie mit einem Strick an die Raaf. Die Sau war außer sich. Sie zappelte und schrie nie am Spieß. Sie weiß, was kommt, sagte sich Werner.

Die Goda stieß die Tür zur Backstube auf, blieb auf der Treppe stehen, guckte. Neben ihr pflanzte sich Frieda auf, guckte. Tante Bebbi schob Frieda an der Schulter eine Stufe tiefer.

Pit griff sich die Axt. Die Sau wurde plötzlich still. Sie hob den Kopf ein wenig. Pit schmetterte ihr die Axt mit dem stumpfen Ende mitten auf die Stirn. Die Sau brach betäubt zusammen. Pit stieß ihr das Schlachtmesser in den Hals, zog es heraus, kniete sich der Sau in die Seite, stemmte sich auf sie. So fest er konnte. Aus der Wunde schoß Blut, floß in eine flache

Schüssel, die Alain der Sau unter den Kopf hielt. Werner starrte auf den Schnitt im Hals, auf das Blut, das floß und floß. Bluten wie ein Schwein, dachte er, da sieht's mann`s.

Sobald die Sau ausgeblutet war, schüttete Alain das Blut aus der Schüssel in den roten Topf. Werner, rühr ein bißchen, sagte Minglich ihren Pit.

Werner rührte Blut. Eifrig ließ er den Holzlöffel kreisen, damit es nicht gerinnen konnte. Aus den Augenwinkeln sah er, wie Pit und Alain die Sau in die Mool wälzten. Die Goda und Frieda schleppten einen Topf nach dem anderen an und gossen kochendes Wasser über die Sau. Onkel Pididi überwachte das Ganze.

Pit griff sich den Klauenzieher und rieb mit dem scharfen Rand der Glocke die gebrühten Borsten von der Haut. Mit den Hacken riß er die Klauen weg. Er bohrte der Sau Fleischerhaken durch die Hinterfüße und machte sie am Sillscheid fest.

Franz, der sich bis dahin nicht gemuckst hatte, zog die Sau hoch. Werner vergaß Blut zu rühren. Wann konnte er schon einmal eine Sau mit gespreizten Beinen am Flaschenzug in die Höhe schweben sehen? Erst, als Pit begann, der Sau mit einem langen Messer die Haut nachzuschaben, rührte er wieder ein wenig in seinem Topf herum. Doch er wurde wieder abgelenkt, als Pit der Sau den Bauch von oben bis unten aufschnitt. Er warf einen Blick auf die Innereien, die der Kusing mit geschickter Hand aus der riesigen Wunde holte, was für Farben, dachte er.

Mit doppeltem Eifer nahm er seinen Dienst wieder auf und rührte, den Löffel in den Händen wechselnd, unentwegt, bis die Goda ihm auf die Schulter klopfte und raubautzig sagte, er brauch nicht mehr zu rühren, bis es von selbst Blutwurst gebe, oder will er gar Wild-

schweinepaste fabrizieren?

Den ganzen Tag würden sie jetzt Wurst machen. Bei dem Gedanken an die Grieben und geröstete Brotwürfel gegossene Metzelsuppe lief Werner das Wasser im Mund zusammen. Und den Sauschwanz bekäme er ganz alleine.

Befriedigt über das getane Werk, stolzierte Wener in den Pläumenbaum im Rücken, an dem die Früchte noch nicht zeitig waren, zog er noch einmal den Abschiedsbrief des rheinischen Vettters aus der Tasche. Hermann hatte mit Bleistift geschrieben: Lieber Werner, wenn du diese Zeilen liest, bist du alleine in Britten. Niemand erzählt die mehr Geschichten, die so wahr sind, wie nur etwas wahr sein kann. Auch träumen mußt du jetzt selbst. Wir haben manchmal Krach gehabt. Vergiß es! Du bist im großen und ganzen gar nicht übel. Du hast sogar recht gute Anlagen. Versuche, sie so zu entfalten. Komm einmal zu mir nach Köln!! So was wie den Dom hast du noch nicht gesehen, Ein Meisterwerk der Baukunst, gotisch! Das habt ihr in Saarbrücken nicht. Überhaupt Saarbrücken: Provinz, mein Lieber. Wie leicht kann man da versauern. Lies deshalb gute Bücher, Onkel Toms Hütte, die Biene Maja, den Kampf um Rom. Höre gute Musik. Deine Mutter spielt ja Klavier und Geige, genau wie ich. Wichtig!!! Töte keine Schmetterlinge!!! Überhaupt keine Tiere!!! Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es spürt wie du den Schmerz. Du bist gewarnt!!! Wenn ich einmal Priester bin, werde ich deiner im Gebet gedenken. Dein Vetter Hermann.

Werner faltete den zerknitterten Zettel zusammen und steckte ihn in die Tasche. Ich könnte Eidechsen fangen, dachte er. Hinter dem Haus kletterte er den Pfad zu den

Granitfelsen hinauf. Er duckte sich in den Schatteneiner Fichte und beobachtete die Felsen, die voll in der Sonne lagen. Doch so beharrlich er auch lauerte – von Eidechsen kein Schwanz im Walde. Was hatte Goda gestern zu ihm gesagt? Du machst ein Gesicht wie eine Eidechse, die durch die Erdbeeren schleicht, hatte sie gesagt. Sie konnte nicht ahnen, daß es wegen Dora war.

Erst an der Kirmes würde er Dora wiedersehen und in die Arme schließen. In die Arme schließen? Wer weiß, was die Götter über uns verhängt haben? Murmelte er. Er hat den Spruch vom Vater gehört. Götter hatten es ihm seither angetan. Hier hatten sie nur einen, anderswo waren sie nicht so knauserig. Die Heiden hatten jede Menge Götter. Werner verstand nicht, warum die Missionare sie ihnen austrieben. Der Himmel war so groß, da hätten sie alle Platz gehabt.

Werner gähnte und hielt dabei die Hand nicht vor den Mund. Schließlich war er allein im Wald. Diese finsternen Männern in Frauenkleidern und mit Bärten, puh, ich kann sie nicht leiden, dachte er. Er stellte sich den rheinischen Neffen vor, wie er eines Tages abgelegte Klamotten an die nackten Heiden verteilen würde, und schützelte sich vor Wiederwillen, so sehr er auch einsah, daß Hermanns Märtyrertod die ganze Familie ehren würde.

11

Am Kirmesmorgen lief Werner schon nach der Frühmesse durch das Dorf. Er hatte noch die Predigt des Gangolfer Paters im Ohr. Der hatte den heiligen Wen-

dalinus über den grünen Klee gelobt und behauptet, was der Königssohn aus fremden Landen für das kleine Volk an der Saar getan habe, gehe auf keine Kuhhaut. Schon recht, hatte der Kuhbauer Weiten gegrommelt, aber er hat meine Bläß nicht gekannt.

Vor Onkel Johanns Gasthof hatten die Krämer, die die Bretter „Kimesleit“ nannten, eine Schießbude und einen Losstand aufgebaut. Onkel Johann würde hier bald einen Strauß nach dem anderen schießen. Werner hielt sich an den Losstand. Er konnte die Augen nicht von dem Prachtvollen roten Ball wende, den der Kirmesmann roh und gefühllos auf einen Botschamper gesetzt hatte. Das große Los vor Augen, ging Werner zu Petry´s maien. Er hielt den Atem an, als er die Tür zur Stuff aufdrückte- Perty`s Mamm war dabei, Bohnen zu schneiden. Die Dillinger kämen erst zum Essen, sagte sie. Dora habe zuletzt doch noch ganz schöne Ferien gehabt. Ob er Lutwin nicht im Dorf gesehen habe?

Enttäuscht lief Werner heim. In der Küche sah er die Mutter stehen, eine Kittelschürze über dem bunten Seidenkleid. So früh hatte er die Eltern nicht erwartet. Die vielen Frauen um den Herd brachten ihn in Verlegenheit. Er gab sich einen Ruck und lief auf die Mutter zu.

Sie beugte sich lächelnd zu ihm herab. Ihre Augen waren ihm ganz nah, die Perlenkette schimmerte auf ihrer braunen Haut.

Der Vater sei noch in Bremen, sagte die Mutter. Die Kleinen seien munter. Ja, sein Fohlen sei bei Winni in guter Hand. Ja, der Großvater habe den neuen Taubenschlag gebaut. Ja, daheim gehe es allen gut.

Werner machte sich aus dem Staub und lief auf sein Zimmer, das des Herrn Weidenfelders Abreise wieder hatte beziehen dürfen. Auf dem Bettrand sitzend, be-

betrachteter sich im Spiegel-wohlgefällig. Sein Gesicht war braungebrannt, und er fand den Gegensatz zwischen seinen dunklen Augen und dem blonden Haar ziemlich interessant.

An diesem Morgen war er ohnehin mit sich zufrieden. Hatte er sich in den letzten Tagen nicht nützlich gemacht, wo er nur konnte? Er hatte die Eier aus dem Hinkelstall geholt, das Holz für den Badeofen die Saaltreppe hinaufgeschleppt, die Bindfäden für die Montagsrouladen beim Konsumatz gekauft, die Kerzen geschabt, mit deren Wachs die Goda die Tanzfläche einreiben wollte, die Kuchen auf die Marmorplatten der Waschtische getragen, die Gasse gekehrt und im Garten Berge von Grünzeug ausgerissen. Goddöö, was bringst du mir da angeschleift? hatte Tante Bebbi gerufen. Schnittlauch will ich haben und keine Petersilie. Das war aber auch sein einziger Fehler gewesen.

Die Glocken läuteten Mittag, da grommelte Tante Bebb „Vaters, Sohnes, heiligen Geistes“. Die anderen murmelten mit. Werner zählte die Esser: zwölf. Erleichtert atmete er auf. Einer mehr, und wer weiß was passieren würde.

Werner kannte sie alle, bis auf Frau Hübsch, die Pit auf dem Motorrad mitgebracht hatte, obwohl sie das Schockeln nicht vertragen konnte, und ihren Friedel, der den weiten Weg von Saarbrücken sechs nach Britten eigens gemacht hatte, um die Kirmes mitzuerleben. Voller Mitleid schielte er auf den Verdunkämpfer Klees aus Mitlosheim, der mit dem Fahrrad durch eine Kaul gesaust war und sich dabei die Hose versaut hatte. Mitten in dem hoffärtigen Losheim. Franz hatte ihm Eine Hose geliehen, in die zwei von seiner Sorte gepaßt hätten. Dabei war Klees ein Held, nicht nur wegen Verdun, nein, auch weil er Bergmann unter Tage war.

Wie oft war Werner in Luisenthal über seinen Kopf hinwegspaziert. Eine ganze Stadt hatte er da ja unter den Füßen. Eine Stadt voller Staub. Die Bergleute atmeten den Staub in die Lunge ein. Und wenn sie ihn lange genug eingeatmet hatten, wurden ihre Lungen selber Staub. Die Bergleute kamen ins Knappschafts Krankenhaus und starben. Sie hatten eine schöne Beerdigung, denn ihre Kameraden, die die Lunge noch nicht voller Staub hatten, standen in schmucken Uniformen an ihrem Grab und sangen ihnen zum Abschied das Bergmannslied.

Mann, wie die Rindfleischbrühe schmeckte. Und exzee viele Markklößchen für ihn. Vom ersten Hauptgericht- Rindfleisch, Zunge, Gurken, Meerrettich- nahm Werner nur wenig. Den Schweinsbraten ließ er gar unberührt, die Erbsen schob er auf dem Teller hin und her, eine Salzkartoffel zerdrückte er in reichlich Soße. Er schonte sich für das Himbeereis.

Was das Kind da spinzt, sagte Frau Hübsch. Werner fühlte drei, vier Augenpaare auf sich gerichtet.

Laß den Jungen nur, sagte Onkel Piddi. Der holt sich, was er braucht.

Wenn man... so schnell....ins Kraut schießt, sagte Friedel, an seiner blauseidenen Fliege zupfend, muß man....kräftig....zulangen. Werner....will doch mal.... Muskeln kriegen.

Aus den Augenwinkel musterte Werner den knochigen Friedel. Sein Haar zog sich honiggelb vom Poposcheitel zu den Ohren hin. Hinter den dicken Brillengläsern huschten die Augen wie auf Futtersuche hin und her. Ständig schien er an etwas zu knabbern. „Das Eichhörnchen“ nannte Werner ihn sogleich bei sich. gewesen sein? Dachte Werner, und fragte ihn danach.

Ich war achtzehn, sagte Klees.

Hörst du Friedel? Rief Frau Hübsch. Klees war vor Verdun jünger als du jetzt.

Mein Gott, dachte Werner sie hat Ohren wie Kappes-Blätter

Keiner...kann was.....für seinen.... Jahrgang, ..sagte Friedel. ...Vierzehn-achtzehn...also ..ich..... Ichhätte mich...sofort...freiwillig gemeldet.

Dumm genug wärest du, grommelte Klees.

Wo bist du jetzt eigentlich beschäftigt? Fragte Rudolf.

Wer? Ich? Friedel streckte den Kopf vor, Saarbahn, sagte er, Innendienst. Wenn alles..... gut läuft,.....bin ich...bald... am Schalter.

Ehe der Auskunft gibt, fahren die Züge weg, dachte Werner,

Unser Vater selig hat mit einem Bahnrat im „Lieder-Kranz“ gesungen, sagte Frau Hübsch. Der hat für Friedel gut bei der Direktion geschätzt.

Ohne Protektion kommst du an der Saar. auf kein Trittbrett, sagte Friedel.

Hier auch nicht sagte Pit.

Er würde gern wieder im Saargebiet arbeiten, sagte Rudolf. Onkel Piddi und Tante Bebbi ließen die Gabeln in der Luft schweben. Im Saargebiet sei es besser als im Reich. Natürlich, er habe seine Wahl getroffen, und aus Britten brächten ihn kein zehn Pferde mehr raus.- Die Gabeln sanken.

Ein voller Bach..... Ersetzt..... kein Vaterland, sagte Friedel.

Das stimmt, sagte Kulla.

Der Verdunkämpfer Klees aus Mitlosheim hob sein Grün gestieltes Glas ins Licht, beäugte liebevoll die Spätlese aus Ockfen, nahm leise schlürfend einen Schluck, kaute mit verschlossenen Augen und sagte zu

Onkel Piddi: was ist das für 'n Weinchen.- Das hätte Er auch schon früher sagen können, denn er war nicht Sein erstes Glas, aber er sagte es erst jetzt.

Tante Bebbi hatte zur Kirmes ihr Gebiss aus dem Wasserglas geholt und es sich zwischen die Kiefer geklemmt. Sie sah verjüngt aus, sprach aber kaum deutlicher als sonst. Ja, nuschelte sie, während Goda das Himbeereis servierte, dann ließ sie Frieda - weiße Schürze, Brosche zwischen den Spitzen Brüsten, schlichte Frisur nie das Dessert auftragen, ja, wenn eine alte Scheune Feuer fängt, brennt sie lichterloh.

Warum auch nicht? fragte Onkel Piddi. Ein alter Fuhrmann hört immer noch gerne die Peitsche knallen,

Die jungen haben ihm gut Schalwari geklopft, sagte Tante Bebbi.

Werner gab es einen Stich ins Herz. Um sein Leben gern wäre er dageigewesen, als die Mannsleut dem Witmann vom Hansenberg zur Feier seiner Hochzeit altes Geschirr krachend in den Hausgang warfen und mit Töpfen und Rasseln einen Heidenlärm vor seiner Haustür machten. Niemand hatte ihm was verraten, dabei hatte Franz zwei Schmalzstöpfe und eine Menge Teller dritter Wahl kaputtgeschmissen.

Das Mädchen hatte zunächst nicht angebissen, sagte Tante Bebbi. Da hat die Mutter es sich vorgeknöpft. Wenn Matz auch den Papp sein könnte und nur noch die Eckzahn im Maul hat, nimm ihn. Du bist auch nicht erste Wahl.

Tante Bebbi zog den Mund zusammen. Es war ihre Art zu lachen.

An der Braut ist wirklich nichts dran, sagte die Goda. Dürr wie eine Geiß, keine Bildung und kein Geld. Übrigens, Klees - wann erscheint das Mitlosheimer Mädchen.

Es wird schon noch kommen, sagte der Verdunkämpfer Klees. Es ist heute morgen mit dem Gesangverein nach Weiten gefahren.

Was macht der Gesangverein in Weiten?

Oh, er wird singen, sagte Klees-

Rudolf, rief Friedel, entschuldige, wie stark ist die Partei in Britten?

Werner staunte. Friedel hatte den Satz ohne Pause durchgesprochen.

Was für eine Partei?

Arbeiterpartei. En-es-de-a-pee

Rudolf steckte den Löffel ins Himbeereis. Sie wird dreieinhalb Mann haben, sagte er spöttisch.

Wieso einhalb?

Ihr Führer ist eine halbe Portion.

An der Kirmes wird bei mir nicht über Politik geredet, rief Onkel Piddi streng

Einen Augenblick wurde es still. Selbst das geklapper der Löffel hörte auf. Werner dachte: Das ist ein Engel, der vorrübergeht. Er war stolz darauf, diese Redewendung zu erkennen. Den Engel mit der Stille zu verbinden, darauf mußte erst einer kommen.

Erstaunt sah er, daß Alain, sein Eis nur angekratzt hatte. Alain, rief er in der Stille, schmeckt das Eis dir nicht?

Es würde mir sicher schmecken, sagte Alain kläglich, aber es ist so kalt. Frieda könntest du mir`s nicht`n bißchen wärmen?

Gab das Gelächter. Warum lachte die Mutter nicht mit? Sie schaute Alain aufmerksam an, und sie schien traurig zu sein. Warum nur, da Alains Bitte, ihm das Eis zu wärmen, doch so ulkig war?

Auf dem Weg zum Friedhof wollte Werner die Mutter danach fragen. Vor lauter Erzählungen vergaß er es. Sie

fanden das Grab der Großmutter gut gepflegt, Den Großvater hatten die Bretter schon mir nichts, die nichts ausgebuddekt. Werner war dem Vorsteher deswegen gram. Er hatte daran gedacht, ihm Kuhmist an die Türklinke zu schmieren, aber versuch das mal, ohne dich selbst dreckig zu machen.

Werner bestand darauf, die Stiefmütterchen allein zu netzen. Er füllte die Gießkanne nur halb, denn der Weg vom Wasserhahn zum Grab war weit. Unter ihm lagen die Toten des Dorfes. Über ihm schimmerten, wie aufgeklappte Muscheln, die Wolken. Eine warf ihren Schatten auf das Sandsteinkreuz, auf das ovale Emailschild mit dem in ein Tuch gehüllten Kopf der Madonna.

Hier ist die Großmutter Staub geworden, dachte Werner. Er war bei ihrem Tod noch nicht geboren. Allein die Mutter- wie viele Erinnerungen mußte sie an die Tote haben. Immer war die Großmutter krank gewesen. Arzt und Apotheken zogen Wälder und Felder an sich. Für Pulver und Tabletten gab sie ihre Wiesen und Steinbrüche her. Heilgetränke und Spritzen nahmen ihr das Haus. Das einzige wirksame Rezept verschrieb der Tod.

Werner sah noch einmal über die Sandsteinmauer auf Wiesen und Felder, auf Obstbäume und Wäldchen und es gefiel ihm, daß die Bauern und ihre Frauen dort ruhten, wo sie ein Leben lang gearbeitet hatten. Plötzlich brannte er darauf, Dora zu sehen. Aus Anstand lief er mit der Mutter bis zur Buurwies. Darf ich zu Petry`s gehen? Fragte er, ehe sie den Pfad zu Onkel Piddis Haus einbogen? Ja, lauf nur, sagte die Mutter und strich ihm über das Haar, denn sie konnte ganz zärtlich sein.

Bei Petry`s traf Werner nur große Leute an. Dora

war mit Lutwin zum Sportplatz gerannt, um Britten gegen Bachem Fußball spielen zu sehen. So schnell ihn die Beine trugen, schnärrte er ihnen nach. Mit Seitenstichen kam er am Sportplatz an. Der Ball kollerte gerade den Hang zum Kahlenbuur hinunter. Alain sprang im Sportdreß hinterher und klaubte ihn aus dem Ginsterstrauch heraus. Sein Einwurf kam zu dem Bretter Mittelläufer, einem Kiefersohn, der an der Kirmes im eignen Gasthaus Klavier zu spielen pflegte. Der Kiefersohn flankte nach halblinks, wo der Schullehrer Barthry den Ball aufnahm. Er umdribbelte einen Dicken, drang in den Strafraum ein und wäre zum Schuß gekommen, hätte ihn nicht ein Verteidiger am Trikot festgehalten.

Elfer, schrie Werner, und es war auch ein Elfmeter. Der Kiefersohn legte den Ball ohne viel Umstände auf den Kreidefleck, hupfte zurück, nahm maß, stieß die Fußspitze zweimal auf, lief an, lief schnell lief schneller-Zack, ein Tritt, und Tor.

Werner wußte nicht recht, wie er sich freuen sollte. Einerseits jubelte er gern für Britten, anderseits kam der Torschütze von der Konkurrenz. Er löste das Dilemma, indem er in die Hände klatschte, Freuden-schreie aber unterließ.

Werner, komm rauf, rief jemand. Es war Lutwin. Er hockte im Wipfel einer Eiche.

Kommst du runter.

Nein, komm rauf. Von hier siehst du den Schaumberg.

Werner hatte Mühe, den untersten Ast zu erklimmen.

Dann war die Sache geritzt. Bist du allein? Fragte er oben.

Das siehst doch.

War niemand bei dir?

Och, bloß die Dora. Sie hat hier Schulkamera-den getroffen.

So? sind sie im Wald?

Nein, sie gehen die Häuser entlang.

Dora spazierte also im Dorf herum, und er, Werner, thronte auf einer doofen Pflanze. Servus, Lutwin, sagte er, ich gehe heim.

Wart, ich gehe mit, sagte Lutwin.

Sie kletterten vom Baum und zockelten ins Dorf.

Die zwei Jungen da schießen zusammen durch ein Loch, rief der Meister Philippi von der Mosaikfarik, als er sie sah. Lachend sprang er die Treppe zur lustigen Witwe hinauf.

Lutwin lud Werner zum Kaffee ein. Doch in den Ruf eines Dorfbesens wollte Werner nicht kommen, zumal er kaum hoffen durfte, Dora zu begegnen.

Der Kirmeskuchen schmeckte trotzdem. Onkel Pididi hatte jetzt so viele Gäste, daß er für das junge Volk in der Küche gedeckt werden mußte. Werner war nicht erbaut davon, zum Grüngemüse gezählt zu werden, Zu gern lauschte er allem, was die Große n erzählten.

Gegen Abend trafen nach und nach Helfer ein, ohne die Onkel Pididi aufgeschmissen gewesen wäre, die Söhne mit ihrem Anhang vor allem. Die von der Goda angeworbenen Mädchen erschienen mit schüchternem Lächeln und kunstvollen Frisuren und schlossen die Reihen der Britter Serviererinnen, die in gestärkten weißen Schürzen dem Ansturm der Kuhbauern und den Pferdebauern, der Bergleute und den Deppches, der Handwerker und der Kaufleute, der Invaliden und den Arbeitslosen, der Wilderer und der Förster, der Schmuggler und der Zollbeamten sowie der Frauen jeden Alters und Standes entgegenfieberten.

Peter, auf seinem Opel aus Saarbrücken herbeigeeilt,

und Nicolaus setzten sich am Saaleingang auf Stühle, einem Nachttisch Zwischen sich, der als Kasse diente. Peter riß die Karten von der Rolle und stempelte den Tanzlustigen das rechte Handgelenk. Nikolaus, die Zigarre im Mund, zog die Moneten ein, wechselte und wühlte dabei souverän im Kleingeld. Hinter der Theke zapfte Nikolau s- mit Frau und Benz aus Merzig angereist: ein Denkmal der Gelegenheit. Walter – den Weg von Zerf aus hatte sein Adler fast allein gemacht-hielt, einen Schützenstrauß am knapp sitzenden Schilett, die Thekenkasse.

Die Serviermädchen kämpften sich, Tablett in Schulterhöhe, durch Bankreihen, so proppenvoll, daß die Kinder ihre Puppen und Hampelmänner auf dem Schoß halten mußten. In Tabakqualm gehüllte Tische zingelten die Tanzfläche von drei Seiten ein. Auf der vierten war die Bretterbühne für die Musik aufgeschlagen. Der Organist Vinzens Adler schwang den Dirigentenstab. Als einziger hatte er eine himmelblaue Uniform bis an den Adamsapfel zugeknöpft. Die anderen hatten die Kehle frei, um in den Pausen ungehindert Bier hineinzugießen. Der Bregunnier Josef knallte mit dem Blech und bumste auf die Lafumm. Die goldenen Trootern schmetterten wie einst vor Jericho. Die Klarinetten glitzerten und spielten silbern. Das Klavier-Zwicker auf der Nase, saß der Büromensch Mohm vom Amt in Losheim sein Eidam dran- hatte zu strampeln, um bei so viel flotten Lärm mitzukommen.

Die Goda erschien zu einem Blitzbesuch auf dem Saal. Werner legte mit ihr einen Schieber auf's Parkett, daß die Kuhbauern und die Pferdebauern, die Bergleute und die Deppches, die Invalidin und die Tagelöhner, die Arbeitslosen und die Kaufleute, die Handwerker und die Zollbeamten, die Schmuggler und die Förster,

die Bregunnier und ein schweinzig reicher Fremder aus Tauberbischofsheim nur so staunten.

Die Wirtschaft war voll, voll war auch das Nebenzimmer. Franz zapfte, seine Feldwebel hatten im Restkreis Wadern ihresgleichen nicht. Auf seiner Seite hielt die Goda die klirrende und raschelnde Kasse. Frieda spülte Gläser. Verwundert entdeckte Werner, als sie ihren Blusenkragen lüpfte, einen Knutschfleck an ihrem Hals. Der Dewel, dachte er, hat ihr Freier Fuchs und Hasen ade gesagt, um auf die Bretter Kirmes zu kommen?

Mit vom Spiel erhitzten Gesichtern stürmten die Musiker in die Stuff, Werner hinterdrein. Die Mutter hatte Heringe fertig. Sie schwammen in der Sahne. Zwiebelringe schimmerten auf der Haut.

Wie durch Zauberspruch herbeigerufen, schraakte die Goda in die Küche, steckte ihre Nase in die Herings-Schüssel, schmeckte die Soße mit einem Kaffeelöffel, murmelte etwas, schob einen Zwiebelring von einem Heringsstreifen auf einen anderen und trug die Schüssel mit eigner Hand in die Stuff. Die Salzkartoffeln zu servieren, überließ sie der Mutter.

Der Vorsitzende des Musikvereines, der fünf Instrumente spielte und Organist und Kirchen-Chorleiter in Britten war lud Werner zum Heringessen ein. Er trug eine Trauerbinde am Arm, denn sein Schwager Victor hatte sich stiekum fortgemacht. Am Schluß war seine Lunge nur noch Staub gewesen. Werner war betrübt, weil er erst nach der Kirmes beerdigt werden sollte. Er hätte so gern die Knappen in ihren schwarzen Uniformen am offenen Grab gesehen und sie das Bergmannlied singen hören.

Wen würde das Käutzchen als drittenrufen? Es schrie immer noch nachts. Höchste Zeit, mit der Mutter heimzufahren.

Werner aß gerade seinen zweiten Hering- die Zwiebel-Ringe schob er an den Tellerrand- da flog die Tür auf, und eine junge Frau sprang lachend in die Stube. Mann, dachte Werner, ist die stramm gebaut.

Nein, ist es möglich? Rief der Dirigent, der Organist Venzens Adler, Kreiböddem, wo kommst du denn her? Der Vorsitzende des Musikvereines, wenn sieht man da- die Bäbel? der Trommler Josef.

An Bäbels Fingern blitzten Ringe, Ringe. Nur die Daumen waren frei von Steinen und massivem Gold. Und erst die Garderobe, nein. Der Diener, rief der Trommler Josef, durch dein Kleid sieht man ja Metz und Paris.

Bäbel setzte sich an den Tisch. Macht euch kein Unwerraasch, sagte sie zu der Mutter, die ihr einen Teller vor die Diamanten schob. Schon schnitt sie einen Heringsstreifen klein und ließ die Happen bei schräg nach oben aufgeklapptem Mund hinter die markenlosen Zähne fallen.

Ihre schwarzen Augen streiften Werner mit einem Blick, der ihn, so flüchtig er war, durchdrang. Werner fuhr zusammen. Was hatte Bäbel absichtslos in ihm Getroffen? Doch nicht das Herz? Nein, sein Herz gehörte für Zeit und Ewigkeit Dora. Allein, getroffen hatte sie etwas. Geistesabwesend starrte er auf den Kirschrot geschminkten Mund- so angemalt war keine Frau im Dorf -, der, schon ein Heringshappen überdrüssig, nicht stillzustehen schien.

Ja, so plapperte er jetzt, ein Schulmädchen sei sie damals noch gewesen. Bleib mir vom Kirschbaum, habe der Papp zu ihrem Freier gesagt. Majusepp, sei das lange her.

Sie mache sich übrigens Sorgen. Der Papp komme ihr arg takelig vor.

Oh, sagte der Vorsitzende mit einem Blick and die Pendüll, schokelige Wagen fahren am längsten.

Das sah Werner ein. Inwiefern sollten gebrechliche Menschen länger leben als gesunde? Plötzlich durchfuhr ihn ein schrecklicher Gedanke. Vor ein paar hundert Jahren, so dachte er, wäre Bärbel auf dem Galgenberg gelandet. Puddelnackig hätte sie der Henker auf dem Holzstoß gebunden. Bestimmt hatte sie einen Weißen, weichen Bauch. Bestimmt war ihr Hintern aus Zucker und Zimt. Erst hätten sie sie gefoltert.

Scheußliche Sachen hatten sie damals gemacht- Nasen abgeschnitten, Augen ausgestochen, glühende Zangen in den Laib gebohrt, zugekniffen und das Fleisch ausgerissen. Einem Ketzer hatten sie den Bibbes abgesäbelt.

Entsetzt sah Werner Bärbels üppigen Leib in den Flammen. Er hatte den Narren am Feuer gefressen, aber in diesem Fall: nein, tausendmal nein.

Wie durch einen Schleier hörte Bärbel sagen: Oh, wie soll's mir in Frankfurt ergehen? Wir leben wie Mann und Frau zusammen, nur viel besser. Unter den lachenden Zustimmung der Musiker sprang sie auf, griff ihre Handschuhe- mitten im Sommer lief sie mit den Handschuhen herum, wenn sie auch nicht anzog.- und bat, die Fingernägel wie rote Blütenblätter vor dem hals, die „Kapelle“ möge ihr zuliebe einen Tscharlston expree spielen.

Die Musiker sahen sich betroffen an, Es könnte auch ein Walzer sein, rief Bärbel, schnell im Begriff, aber nur von Strauß, Johann. Das versprach der Vorsitzende, und der Dirigent, der Organist Vinzens Adler versprach es auch.

Mit Bärbel und den Musikern zog Werner auf den Saal. Er hatte vor, für die Kinderbeilage der „Saarbrücker

Landeszeitung“ heimlich einen Bericht über die Britter Kirmes zu schreiben. Bärbel würde er kurz erwähnen. Er wußte von seinem Lehrer, Herr Ludwein, daß ein Dichter um Nebenpersonenkein Wesens machen durfte.“ Die Kirmes trieb ihrem Höhepunkt zu“ würde er schreiben, „als...“ Ja, was-als Vorläufig pasierte nichts Besonderes. Die Musik spielte einen Walzer von Strauß, Johann. Bärbel schwebte im Arm des Schullehrers Bartry über den mit kerzenwachs bestreute Tanzfläche. Wenn das die Goda sähe, dachte Werner. Er wußte zwar nicht genaues, aber sein Ahnungsvermögen war über sein Alter hinaus entwickelt.

Rauchschwaden strichen aus den offenen Fenstern in die Nacht. Die Stimmen waren laut. Mühsam kämpften sich die Serviermädchen zur Theke durch. Gutgemeinte Kniffe zeigten ihnen an, daß die Dorfburschen sie nicht für Mauerblümchen hielten. Kulla schwankte zur Saaltür herein, voll wie tausend Mann. Werner winkte dem Kuhbauern Matz zu, der mit seiner Sippe so fidel feierte, als sei der Untergang des Abendlandes noch lange nicht in Sicht.

Plötzlich gab es draußen ein Getrappel wie von Stiefeln. Es waren auch Stiefel. Eine Horde drang in den Saal. Vornweg – der Helfgen. Mit seinen breiten Schultern drückte er ein paar Jungen zur Seite. Seine Kumpanen versperrten die Tür.

Der Helfgen guckte. Überall guckte er herum. Er hatte ein Hemd an, braun wie Kacke, und eine Mütze hatte er auf. Da war ein Riemen dran, der ging ihm um das Kinn herum.

Hinter der Theke streifte Walter die Ärmel hoch. Peter zapfte weiter, als sei die Horde für ihn Luft. Der Dirigent, der Dirigent Vinzens Adler, ließ den Taktstock sinken. Die Invaliden und die Pferdebauern, die Zoll-

beamten und die Arbeitslosen, auch alle anderen saßen da und starrten. Wie die Ölgötzen, dachte Werner.

Der Helfgen fragte Walter: War Philippi hier?

Philippi war nicht hier, sagte Walter. Und hier in Britten wird kein Krach geschlagen. Am besten fährst du mit deinen Leuten gleich wieder heim.

Sag das nicht so laut, grommelte der Helfgen. Er gab seinen Kumpanen einen Wink, und sie verschwanden. Er hat nicht mal ein Bier getrunken, dachte Werner. Wie unhöflich. Er ist doch Lieferant.

Ein Lastwagen brummte ab. Es schlug Mitternacht. Zeit, ins Bett zu gehen. Er hatte es der Mutter versprochen.

In der Nacht fand der Schreiner Geselle Brausch den Meister Philippi von der Mosaikfabrik am Maschinenschuppen in seinem Blut. Er hatte den Kiefer zertrümmert, das Schlüsselbein gebrochen, und es fehlten ihm auch ein paar Zähne.

Jeder wußte, daß der Helfgen mit seinen Kumpanen den Meister Philippi von der Mosaikfabrik zusammengeschlagen hatte. Aber niemand hatte es gesehen, und der Helfgen sagte: man wird doch noch nach jemandem fragen dürfen. Weis mir mal einer was nach.

Im Knappschaftskrankenhaus Sulzbach lag Onkel Piddi mit abgeschnittenem Bein. Das linke war es, Werner sah es gleich an der Vertiefung der Decke. Er hatte nicht gewagt danach zu fragen.

Was hatten sie wohl mit dem abgeschnittenen Bein gemacht? Hatten sie es beerdigt? Verbrannt? Auf die Müllkippe geworfen und zugedeckt?

Ein Bein zu verlieren war schlimm. Ohne Arm konnte man sich noch recht und schlecht helfen, selbst auf die Straßenbahn konnte man springen. Ein Einbeiniger mußte sich an den Krücken hängen oder ein Holzbein anschnallen. In der Stadt kam er halbwegs glatt voran. Aber auf dem Land....

Was sollte Onkel Piddi in Britten mit einem Bein machen? Auf der Dorfstraße würde er mit seinen Krücken stolpern und fallen. Aus war es mit Pflügen, Eggen, Säen, aus mit Mähen, Dreschen, Heueinfahren. Nie mehr würde er die Kutsche durch die Wälder lenken, Max und Moritz weiß und apfelschimmelgrau im Ge-

spann. Nie mehr mit dem Schlitten nach Losheim oder Greimerath fahren, ein Loch für Augen und Nase im Pelz, das keuchen der Pferde, das Bimmeln der Glocken und das Knirschen der Kufen im Ohr, die lautlosen Flocken im Licht der Laternen im Blick. Mit einem Bein konnte er noch zur Not ein Beezi kaufen, er konnte am Stammtisch sitzen, Skat spielen, als sein eigener Gast Kirmes feiern.

Aber es war nicht nur das abgeschnittene linke Bein. Die Krankheit saß auch im rechten Bein. Sie saß im Rücken, in der Brust, in den Armen. Nichts hatte sie vergessen, nicht einmal die Augen.

Warum haben sie ihm das linke Bein abgeschnitten? Dachte Werner, den Blick starr auf die Fiebertafel gerichtet. Das rechte hätte es genau so gut getan, oder vielmehr keins. Denn sterben muß er so oder so.

Die Mutter hatte Werner gesagt, sie fahre wohl zum letzten mal nach Sulzbach. Sie lobte das Krankenhaus, denn Onkel Piddi wurde gut gepflegt. Kein Wunder, er war ja nicht bei fremden Leuten, als Bergmann auf Grube Luisenthal hatte er Anspruch auf ein weißes Bett und scharfe Messer, auch wenn er seine Grubenlampe längst an einen seiner Bretter Nägel gehängt hatte.

Dort hing sie jetzt aber nicht. Sie stand blank Geputzt auf dem Nachttisch neben Onkel Piddis wie durch bösen Zauber eingeschrumpften Kopf. Da, sagte Onkel Piddi mühsam, nimm sie dir, Werner, sie ist für dich.

Werner schlug beide Hände um die Grubenlampe, bückte sich und küßte Onkel Piddi auf die Stirn.

Erschrocken prallte er zurück. Ein süßlicher Geruch hob sich von Onkel Piddi ab, den er von der Gruuß her nur zu gute kannte. Allein die Gruuß hatte erst auf der Bahre so gerochen.

Die Beerdigung in Britten war die größte, die Lauer Papp je gesehen hatte. Dabei konnte er sich noch an die achtundvierziger Revolution erinnern. Selbst die heimgegangenen Pastöre hatten kein so ansehnliches Grabgeleit gehabt. Max und Moritz zogen den mit Feldblumen gedeckten Sarg auf dem Leiterwagen vom Haus zum Kirchhof. Friedel der neben Werner ging und zu seiner Verblüffung die Uniform im Schrank gelassen hatte, rümpfte die Nase. Sowas macht man doch nicht, raunte er Werner zu. Was sollen die Leute aus der Stadt denken? Der Sarg rappelt ja, als läge ein Lebendiger drin. – Nach einer Weile fügte er hinzu: Leichenwagen mit Gummiräder kommen auch noch nach Britten. Den Fortschritt hält keiner auf.

Bei jeder Wegwendung schielte Werner zurück, ob er nicht Dora unter den trauernden entdecken könne. Der Leichenzug kam ihm wie eine Folge dunkler Wellen vor, in denen sie versunken war. Auch auf dem Kirchhof sah er sie nicht, obwohl er sich jetzt ein besseres Bild von dem Totengeleit machen konnte. Barhaupt zwischen den Grabreihen stehend, murmelte er die Gebete mit, die Onkel Piddi auf den Weg ins Unbekannte begleiten sollten. Er setzte alle Hoffnung auf den Rundgang zu den Gräbern, der begann, sobald der Pastor abgezogen war.

Schon von weitem sah er Petry`s Papp und Petry`s Mamm an einem ihrer Gräber herumfuhrwerkeln. Sie begrüßten ihn mit einem wehmütigen Blick und ließen sich ein bißchen über Onkel Piddi aus. Er sei noch vom Alten Schlag gewesen, sagte Petry`s Mamm. Ja, dem Dorf werde was fehlen, sagte Petry`s Papp. So ein schönes Begräbnis habe er noch nicht gesehen, – Wer werde wohl der nächste sein? Fragte Petry`s Mamm. Zupfte ein welke Geranienblatt weg.

Werner erkundigte sich nach Lutwin und, so gleichgültig wie möglich, nach Dora. Ach, sagte Petry's Mamm, das Mädchen. Er geht freien. Einer vom Arbeitsdienst, Feldmeister.

Ja, sagte Petry's Papp, kaum können die Kinder krabbeln, laufen sie einem weg.

Wir hatten kürzlich noch die Rede von dir, sagte Petry's Mamm. Was soll nur mit Minglich Werner sein? hat Dora oft gefragt. Der läßt sich nicht mehr blicken.

Niedergeschlagen war Werner zum Kirchhof gegangen. Niedergeschmettert zog er ins Dorf zurück. An nichts nahm er mehr Anteil, und nur der behaglich-geschwätzige Leichenschmaus auf dem Saal schützte ihn vor lästigen Fragen. Allein das Schicksal des Hundes Moritz ging ihm noch ein wenig zu Herzen. Jeder zweite wollte ihm erzählen, wie Moritz dem Krankenwagen auf seinen altersschwachen Beinen bis auf die Höhenstaße nachgejagt und, als er ihm nicht mehr folgen konnte, traurig ins Dorf zurückgetrottet war, um von da an alle Nahrung zu verweigern und an Onkel Piddis Lieblingsplatz auf der Treppe des Alten Hauses zu sterben. Da sie ihn dort nicht begraben konnten, hatten sie es unter dem Pflaumenbaum getan.

Werner schlich sich in den Garten, brach eine späte Pfingstrose und ließ sie unter den Pflaumenbaum fallen. Vielleicht traf sie die richtige Stelle, er hoffe es. Doch wo ist die richtige Stelle für etwas, das gelebt hat und gestorben ist.

Ein Jahr später.

In der Wirtschaft überboten sich die Stimmen. Auch vom Saal her schlugen Lärm in die Stube, an den Tisch, um den Kirmesgästen bei Kaffee und Kuchen etwas steif saßen, als gehörten sie nicht ganz hierher. Es war nicht der der fröhliche Lärm der Bretter Feste, es war ein fremder, aufdringlicher Lärm aus wüsten Worten und schwer verständlichen Sätzen, die Arbeiter über die Köpfe von Arbeitern hinweg ins Leere schrien, Arbeiter, die Erde bewegten, Beton gossen, Höckerlinien durch Wiesen und Felder zogen.

Auch in den Gesprächen am Tisch war der trotzigste Wall gegenwärtig. Die undurchdringliche Grenzmauer, an der sich der Feind den Schädel einrennen würde, sollte er es wagen anzugreifen. Hier stellte Deutschland der Maginotlinie ein mächtigeres Bollwerk entgegen, das jetzt schon eine legende einzugehen begann. Vom Führer befohlen, von Ingenieuren entworfen, von Offizieren dem Gelände angepaßt, von Unterneh-

mern aus der Erde gestampft, von Arbeiterheeren, die ein eiserner Wille an die Westgrenze des Reiches geworfen hatte, der Vollendung nahegebracht, schuf der mit Bunkern und Panzersperren gespickte Westwall die Landschaft um, riß Feld und Wald kaum heilbare Wunden, aber um welchen glücklichen Preis, den Preis des Friedens, der nur dem Starken winkt. So stelle es die allgegenwärtige Propaganda dar.

Was machte es aus, daß sich die Arbeiter nach dem zermürenden Tagwerk wie Kosaken vollsoffen, nicht mit Wodka, nein, mit kräftig gebrautem Bier von der Saar, das sie rasch und ohne Gläser zu zählen wie ihren harmlosen heimischen Gerstensaft hinter die binde gossen?

Werner hatte die Männer mit den Urlauten in der ausgetrockneten Kehle am Buffet hängen sehen, wo sie auf dem Weg zum Pissoir hingeschlagen, war er doch über die Beine eines Zechers gestolpert, der unter dem von Brittern verlassenen Stammtisch, enzianblaue Augen ins Leere gerichtet, seinen Rausch ausschließ.

Was macht das aus, das listige Transportunternehmen den Stiefvater Staat betrogen, ihre Lastwagen Nachts in der Garage aufbockten und den Motor bis zum Morgen laufen ließen? Das brachte Kilometergeld noch und noch.

Bei einem nationalen Werk wie diesem kommt es auf die Begleitumstände nicht an, dachte Werner mit leisem Spott. Ein Wildwestfilm fiel ihm ein, in dem die Pistolen den Helden locker saßen und ein leinwand-schönes Weib sich dem Stärksten einprägsam ergab. Pistolen steckten hier in Deutschlands Westen nur in den Ledertaschen schneidiger Offiziere, die, Geheimnisvolles zu erkunden, mit Geländewagen durch Wie-

sen und Kartoffelackers fuhren. Satt Pistolenkugel flogen Fäuste, Stiefel trafen Schienbeine und Ärsche. Weiber ergaben sich in allen Lagen, wenn auch selten einprägsam.

Hier schafft der Führer sein größtes Friedenswerk. Sagte Friedel, der sich selbst zur Kirmes eingeladen hatte, denn seine Mutter war aus traurigem Anlaß nach Saarbrücken 6 zurückgezogen. Er war mit der Reichsbahn angereist und hatte in Mettlach den Deppchesbus verpaßt. Anderthalb Stunden frische Waldluft, hatte er bei der Ankunft gesagt, alle Büroluft aus der Lunge gepustet. Keine einzige Zigarette geraucht. Allzu gern hätte er beiläufig erwähnt, er sei zum Hauptsekretär befördert worden, es hatte aber trotz allen Hackenschlagens nicht geklappt. Immerhin, Obersekretär war er, und im Schalterdienst.

Zur Verblüffung aller sprach Friedel seine Sätze in einem durch. Mitten unter uns entsteht der Schutzwall, der den Krieg für immer in die Schreckenskammer der Geschichte verweist, sagte er zwischen zwei Bissen in den Zwetschkuchen.

So ein Gewäsch brummte die Goda, setzte eine dampfende Kaffeekann auf den Tisch.

An der Kirmestafel saßen nicht mehr alle, mit denen Werner noch ein Jahr vorher geplaudert hatte. Tante Bebbi war Onkel Pididi nach kurzem Zögern gefolgt und unter Stiefmütterchen mit ihm vereint. Peter tat keinem Schwein mehr weh. Er war mit seinem Motorrad einem Kind ausgewichen, auf einen Kuhfladen geraten, mit dem Kopf gegen eine ihm gut bekannte Friedhofsmauer geflogen- er pflegte auf der Durchfahrt dort zu pissen- und an einem Lungenriß gestorben, was niemand glauben wollte, der ihn hatte stürzen sehen. Sein Tod hatte Frau Hübsch ihre Stellung beraubt und ih-

ren von Tränen begleiteten Umzug in den Schatten der Stiftskirche veranlaßt.

In sein Totengedenken schloß Werner Herrn Ludwein ein. Er war wie Onkel Pididi an Zucker gestorben. „Unerwartet“ hatte es in der Todesanzeige geheißen. Werner hatte ihm auf dem Waldfriedhof Astern ins Grab geworfen. Er hatte sich ein bißchen geniert dabei, aber Blumen machten auf dem Sarg keinen Lärm.

Franz setzte sich auf den freien Stuhl neben Werner. Er hatte sich am Zapfhahn ablösen lassen, um seinen Kaffee brühheiß zu trinken.

Was machen die Auserwählten? fragte Werner. Die Samstagsrunde?

Was sollen sie machen? Franz legte die Kuchengabel beiseite, biß in den Rhabarberkuchen, Philippi ist noch in der Mosaikfabrik. Ein paar Hitler wollten ihm das Fell über die Ohren ziehen, aber der Boch hat gesagt: In meinem Werk bestimme ich. Matz - den kennst du nicht wieder. Er geht kaum noch raus, hält`s mau. Wozu soll er auch in der Wirtschaft sitzen? Um am Ende der Welt zu prophezeien? Das könnte ihn Kopf und Kragen kosten. Das dritte Reich ist ja ewig, scheint`s

Mohm ist Bürgermeister, sagte die Goda.

Ja, seit Fastnacht. Dafür hat er sich abgestrampelt. und was hat er davon? Ein bißchen Einfluß, ein paar Kröten, viel Ärger. Sieh ihn dir heute abend mal an-sein Buckel ist noch krummer als früher. Die Worte steckten ihm tief in der Gurgel, du brauchst eine Gabel, um sie raufzuholen. Das einzige Gute für ihn ist der Zwölfstundentag. Da sieht er seine Frau kaum noch-das Weiße ihrer Augen, Werner.

Ja, ja, sagte Werner, mehr fiel ihm nicht ein. Wer war noch in der Samstagsrunde? Ah, der Schullehrer Bathry.

Franz winkte ab. In der Eifel. strafversetzt. Stell dir

vor, von Britten in die Eifel. Was macht er jetzt mit seinen schicken Anzügen?

Ja, ja, sagte Wener wieder. Er kam sich vor wie der alte Oberförster, der so zu seiner Tochter Käthe sprach, die am Fenster saß und nähte.

Plötzlich verlor er die Lust, sich nach allen Auserwählten zu erkundigen. Wie kommst du zurecht?

fragte er.

Oh, wie soll ich zurechtkommen? Rudolf schlürfte den Kaffee. Gesinnung wird ja noch nicht bestraft. Nur reden, reden muß du mit den Pferden.

Wie geht's dem Zerfer Jud?

Wie soll's ihm gehen? Wie es allen Juden heute geht. Er ist noch daheim. Den Wandergewerbeschein haben sie ihm abgeholt. Sein Pferd hat er verkaufen müssen. Aus ist's mit dem Handel. Ich weiß nicht, wovon er lebt. Er war schon lange nicht mehr hier.

Du, Werner, rief Friedel über den Tisch, sammelst du immer noch Parteizeichen?

Das war in der Steinzeit, rief Werner.

Sammel weiter, brummte Rudolf. So lange, bis keine mehr übrig ist. Er stand auf, ging zum Zapfhahn zurück.

Wie wär's Friedel? fragte die Goda, die sich an den freigewordenen Platz setzte. Keine Lust, am größten Friedenswerk der Geschichte mitzuarbeiten?

Ob du es glaubst oder nicht, sagte Friedel, ich wäre gern Westwallarbeiter. Er knabberte, obwohl er im Augenblick nichts zwischen den Zähnen hatte. Aber die Pflicht. mein Platz ist die Reichsbahn. Im Friedenskampf des deutschen Volkes ist die Reichsbahn wichtig.

Paß auf, daß dir der Friedenszug nicht entgleist, sagte die Goda.

Die Mutter, die gerade dem Verdunkämpfer Klees aus Mitlosheim das Gespräch hielt, unterbrach ihre rede und sah die Goda mit großen Augen mahnend an.

Die Goda machte sich nichts daraus. hier, Friedel, sagte sie mit einem Lächeln, noch ein Stück Erdbeerkuchen, damit was aus dir wird.

Der Vater saß schweigsam zwischen ihr und der Mutter. Er war wortkarg geworden. Er erzählte auch keine Märchen mehr.

Am Abend spielte eine Arbeitsdienstkapelle zum Tanz aus. Der Feldmeister hatte sie Rudolf angeboten, und der hatte es sich gefallen lassen, denn die Reihen der Bretter Musik waren durch die Einberufungen zum Arbeitsdienst und zur Wehrmacht gelichtet.

Werner hatte noch immer keinen Fuß auf das Parkett einer Tanzschule gesetzt, aber er schwoofte wie ein Alter. nicht umsonst hatte er den Bauern bei Walzer und Ländlern auf die Beine geschaut, nicht umsonst hatte er mit eilfertigen Dienstmädchen geübt. Nur Frieda hatte, als er sie um die Hüften fassen wollte, die Hände vor den Bauch gehalten und gesagt: das hätte ich von dir nicht gedacht, Werner. So jung, und schon verdorben. ich bin kein Flittchen wie die in Saarbrücken, merk dir das.

Jetzt war sie wieder da, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen und der Mond auf einsame Radfahrer scheint, um ihre kranke Mutter zu pflegen. Schwind sucht, mann durfte es nicht laut sagen.

Werner stieg die Treppe zum Saal hinauf. Friedel saß an der Kasse, zog das Eintrittsgeld ein, stempelte die Handgelenke. Was macht der Schalterdienst? fragte Werner, feixte.

Die Kapelle war nicht schlecht, nur zu laut. Sicher wollte sie hinter der Bretter Musik nicht zurückste-

hen. Die Uniformen störten Werner. Die Hakenkreuze auf den Armbinden kamen ihm wie Kraken vor.

Der Saul war überfüllt. Alte Bekannte riefen Werner Grüße

zu. Neben dem gusseisernen Ofen saßen der Metzger Weber, zog mit dem Zeigefinger Kreise auf dem Rand seines Weinglases. Kulla. steinalt, hockte mit glasischen Augen vor seinem Knuppen.

Ich könnte Alain helfen, die Kästen in den Keller zu schleppen, dachte Werner. Wie einst im Mai. Er wird die Buddel an den Hals setzen und sagen: Alkohol frei, heißt das Kommando.

Als sei der Blitz eingeschlagen, blieb Werner stehen. Er schloß die Augen, öffnete sie, versuchte, sich am Buffet festzuhalten. Das war von zechern belagert. So faßte er den Nächstbesten am Arm. Es war der Berger Müller, der einmal im Jahr anders als in Mehlweiß in Britten erschien. Wie geht`s fragte der Berger Müller.

Oh, wie soll`s gehen?

Werner merkte kaum, daß er gesprochen hatte. Er sah nur die Dora, wie sie im Arm eines Arbeitsdienstführers über den Tanzboden schwebte. ihr Kleid war purpurrot, ein schwarzes Samtband schlag sich um ihren Hals.

Der Mann, der sie steif im Arm hielt, gehörte Dora seit fast einem Jahr, Werner wußte es. Aber sie vor sich zu sehen, ohne sie berühren zu dürfen, war etwas anders. Auf diesen drahtigen Menschen. der sich so ausdruckslos zum Walzer drehte, als sei sein Gesicht aus Gips, wartete Dora also, wenn er vom Schubkarrenkommando, vom Spatenexerzieren nach Hause kam, mit ihm ging sie ins Bett. Werner ertrug es nicht. Er lief aus dem Saal in den Garten, setzte sich auf die

Bank. Was ist aus der Glaskugel geworden? dachte er. Ich habe Dora im Stich gelassen. Sie hat auf mich gewartet, und ich bin nicht gekommen. Alles darf man hergeben, alles. Wenn es verloren geht, läßt es sich ersetzen: Ringe, Bänder, Ketten. Aber eine Glaskugel kann man nur einmal schenken, ein einziges Mal.

SOCIÉTÉ DES NATIONS • LEAGUE OF NATIONS VOLKSABSTIMMUNGSKOMMISSION DES VÖLKERBUNDES	
Beibehaltung der gegenwärtigen Rechtsordnung (Status quo)	
Vereinigung mit Frankreich	
Vereinigung mit Deutschland	
DER ABSTIMMUNGSBERECHTIGTE MACHT EIN KREUZ (X) IN DIE WEISSE KREISFLÄCHE DES SEINER WAHL ENTSPRECHENDEN FELDES	

Saarabstimmung Stimmzettel vom 13.jan. 1935

Handelnde Personen- Gegenüberstellung

und Bretter Gegebenheiten.

Gasthaus Weyand- Bretter Dorfname „ Minglish“ Herkunft und Deutung unbekannt. Das Gasthaus – Wohnung und Ökonomie Gebäude steht gegenüber Palzer Haus No 146/147 als Doppelhaus- altes Haus und neues Haus. Das Haus standen schon vor 1800 als einzelnes Gebäude, wurden im Laufe der Jahre das neue Haus angebaut. Auf der linken Seite zur Straße sind der Garten und rechts daneben ein Schuppen. In dem alten und neuen Haus war rechts und links des Gebäudes der Stall und Scheune mit eigener Purr. In der Mitte war die Gastwirtschaft darüber der Saal. Vor dem Haus war die Klapp-Keller Eingangstür für den Bier- Getränke- Kommbeern- und der Rommelnkeller.

Zwischen Minglish und Dixius war ein Pütz, der beide Häuser versorgte, bis etwa 1920.

Wasser wurde nach wie vor aus dem Roonenbuur in der Buurwiss beschafft. Er war nur wenige Meter von Minglish-Haus über dem Gehweg durch die Buurwiss, über den Seffersbach zum Roonenbuur, entfernt. Der Roonenbuur war ein mit Sandsteinen gemauerter Rundbrunnen und mit einer dicken Sandsteinplatte versehen. In der Mitte, das aus einem Stück bestehend, war ein größeres Loch, zum ablassen des Schöpfimers, gehauen. Auf einer Seite standen senkrecht Sandsteinplatten etwa 1m hoch. Auf der Bodenplatte war ein Eisengestell montiert mit einer Holztrommel, einer Handkurbel aus Eisen und einer Kette mit einem Schöpfer versehen.

Der Roonenbuur war hatte ganzjährig klares und sauberes Wasser und wurde schon vor 1500 erstmals erwähnt.

Das Gasthaus wurde wahrscheinlich von Orth Nikolaus um 1870 gegründet.

Weitere Hauseigentümer durch Einheiratenden und Vererbungen, lassen wie folgt nachweisen:

vor 1800 Ackermann Nikolaus 1750-1841 ist auch als Eigentümer in der Urkatasterkarte von 1820 eingetragen

sein Enkel Ackermann Nikolaus 1825-1869

oo 1858 in erster Ehe Minninger Maria 1839-1884,

nach dem Tod von Nikolaus Ackermann

oo seine Witwe Maria Minninger den Nikolaus Orth

1850-1892 aus Hausbach und hatten 3 Kinder

1. Anna Maria oo 1896 Baltes Johann aus Baltessen
2. Barbara -Bebbi- oo 1896 Weyand Peter – Pitschi
3. Michael Schuldirektor in Düsseldorf

hatte 13 Kinder 12 Mädchen -1 Junge

II Ehe von Nikolaus Orth oo 1886 Weyand Maria Schwester von 2. Weyand Peter aus Mitlosheim

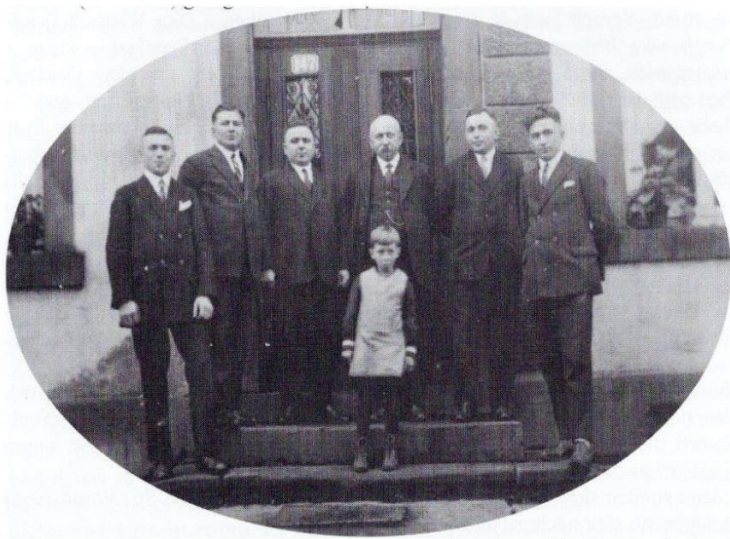
2 Kinder

4. Anna 1887-1889 wurde nur 2 Jahre alt
5. Anna 1890-1973 oo 1920 mit Philipp Reinert

Eltern von Werner Reinert

Kinder von 2. Barbara Bebbi und Weyand Peter -Pid-di

- | | |
|---------------------|--------------------------|
| 1. Helene – Lina – | ledig 1897-1971 |
| 2. Rudolf | ledig 1898- 1955 Wirt |
| 3. Peter - Pitschi | 1900 Metzger |
| 4. Nikolaus – Nekla | - 1901- 1960 Viehhändler |
| 5. Paul | Bäcker |
| 6. Walter Zerf | Viehhändler |



um 1925/26

v. li. Paul- Pitschi – Rudolf- Minglisch Papp; Onkel Pid-di-

Neckla- Walter

vorne Wener Reinert



um 1910

doppelte Schwäger: Minglich Peter und Baltessen Johann

links: Weyand Peter = Onkel Pidli * 1872 Mit + 1936 Bri

oo 1896 mit Barbara Orth – Tante Bebbi * 1875+ 1935

rechts: Baltes Johann * 1871 + 1917 Schwager von

Onkel Pidli, seine Frau Anna Maria Orth war die älteste Schwester von Barbara Orth.

Weyand Peter war Wirt in Minglich- Ackerer und Bergmann

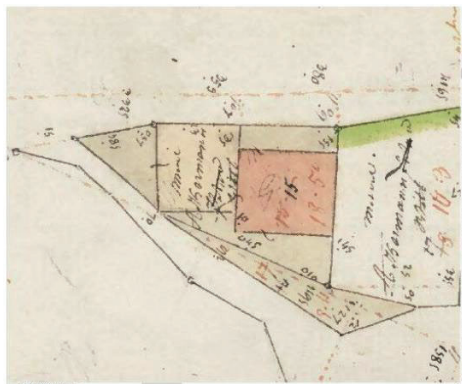
Baltes Johan war Wirt in Baltessen- Ackerer und Bergmann

Personen/Namen – Gegenüberstellung

1. Sellen	Minglich
2. Alex	Werner Reinert
3. Onkel Piddi	Peter Weyand, Wirt Ackerer, Bergmann
4. Tante Marei	Bebbi Barbara Weyand geb. Orth Ehefrau von Onkel Piddi.
5. Goda	Helene- Minglich Lina einzige Tochter von Onkel Piddi
6. Mutter	Anna Reinert geb. Orth
7. Vater	Philipp Reinert SB „Wuuzen Reinert“
8. Franz	Rudolf -Rudi Weyand Sohn von 3
9. Kulla	Knecht
10. Alain	Knecht
11. Erna	Magd
12. Frieda	Dienstmagd/ Hunsrück
13. Onkel Alfons	Michael Orth- Düsseldorf Direktor Gymnasium
14. Hermann	Sohn von Michael Orth

15.Sierens	Petry`s
16.Sierens Mamm	Maria Petry
17.Sierens Papp	Mathias Petry
18.Jos	Lutwin Petry
19.Johanna	Dora Petry
20.Schwester/Dillingen	Eifel/Monschau
21.Jud	Viehhändler aus Zerf
Herrman Daniel, ganze Familie ist im KZ umgebracht worden	
22.Zauberklees	Schulligen Nikolaus
23.Lichtmeß	Vinzenz Adler
	Dirigent Musikverein
24.Meister Philppi	Girten Jakob ?
25.Kuhbauer Frings	Schlenksen Matz
26.Metzer Leber	Metzger Weber Johann
27.Walter Zerf	Walter Weyand Viehhändler
	Sohn von Onkel Piddi
28.Hans Metzger Brotdorf	Pitschi- Sohn von Onkel Piddi
29.Frau Hübsch	
30.Friedel Sohn v. Frau Hübsch	

- | | | | |
|-------------|--------------|---------|-----------------------------|
| 31.Muhm | Büromensch | Losheim | Mohm |
| 32.Müller | | | Orth Mathias Bergen |
| 33.Strakens | Oskar | | Schomer Nekkla (Lauer) |
| 34.Bärbel | Frankfurt | | |
| 35.Helfgen | Bierverleger | | Nikolaus, Wirt Bierverleger |
| 36.Lehrer | Konz | | Barthry Tell-Spiele |
| 37.Feilens | Gruuß | | |
| 38. Trierer | | | Fässy Architekt Trier |



oben: Minglich vor 1800

unten: Mingsich links, darunter Palzer, rechts Schidda und Schommer

oben: Schulligen Stammhaus- Konerts

Anhang:

Werner Reinerts episodenhaft aufgebauter Roman spielt in den Jahren von 1930 bis 1939 und beschreibt die Geschichte seiner Jugend in Britten.

„In diesem Land“ an der Saar und im Hochwald.

Erzählt und reflektiert werden aus des jungen Burbachers Werner Reinert, die starken autobiographischen Züge trägt, sowohl persönliche Erlebnisse in Britten, der Heimat seiner Mutter, als auch die politischen Ereignisse der Zeit in dem kleinen Dorf Britten im Hochwald.

Besonders die erzählerische Verknüpfung dieser beiden Aspekte zeichnet dieses Buch aus.

Die politischen Kämpfe vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Reich, der Abstimmungskampf im Saarland 1935, die Etablierung der Diktatur in allen Lebensbereichen, Widerstand und Anpassung sind erzählerisch eingebunden in die alltäglichen Erlebnisse der erwachsenen und eines Stadtmenschen, der seinen Ferien auf dem Land in Britten verbrachte.

Aufgezeichnet wird nicht allein das Schicksal einer Person, als Kind zum Jugendlichen und Erwachsenen in den zweiten Weltkrieg, stellvertretend für eine ganze Generation.

Werner Reinert wurde am 25. April 1922 im Saarbrücker Stadtteil Burbach geboren wuchs im Elternhaus in der Luisenthaler Straße 4. Er stammte aus einer katholischen Kaufmannsfamilie, die zu der Burbacher

Oberschicht zählte, in der es- erstaunlich für Zeit und Milieu. geistig liberal zuging. Großvater Matthias Reinert hatte einst mit der Rheinschiffahrt den Grundstock zu einem kleinen Vermögen gelegt, war 1896 nach Burbach gezogen, hatte hier eine Metzgerei mit Lebensmittelladen gegründet und die Burbacher Volksbank ins Leben gerufen.

Unter seinem Vater Philipp Reinert verlagerte sich der Geschäftsschwerpunkt auf den Schweinehandel. Er erstand die Tiere drüben in Deutschland und verkaufte sie weiter im Völkerbundländlichen Saargebiet – ein recht einträgliches Geschäft, das der Familie eine Existenz in relativem Wohlstand erlaubte. In Burbach erhielt er den Namen „Wuzzen Reinert“

Seine Mutter Anna verkörperte-wie so oft- die mehr musische Seite. Sie stammte aus einer Wirts- und Bauernfamilie in Britten/Hochwald, war Lehrerin in Saarwellingen und Burbach gewesen, hatte dort Violinunterricht auch in jüdischen Familien erteilt und deren Gebräuche kennengelernt. Antisemitismus besaß im Hause Reinert keine Chance.

Seine Mutter blieb eine Dame, die auf Umgangsformen hielt, die aber jenseits des Bahndamms in der anderen Welt der Fenner Straße, wo die Arbeitslosen vor den Hütten standen, wo es von unterernährten Kindern wimmelte, caritativ wirkte. Sie war sich aber auch nicht zu schade, wenn sie gebraucht wurde nach Britten zu fahren und dort im Gasthaus des Halbbruders, ihrem Elternhaus, und bei der Landwirtschaft zu helfen, wenn eine Hand gebraucht

wurde. Details der Lebenswege unterscheiden sich, doch Alex Sellen, das ist zweifellos Werner Reinert, der Roman eine versteckte Autobiographie.

Er handelt nicht zuletzt von einer behüteten Kindheit in Britten, wo der Autor. als ältester vergöttert und verschont- immer schon der „kleine Literat“ sein durfte, er handelt von einer Idylle, in die das faschistische Unheil zunehmend einbrach.

Werner Reinert-seit 1932 Schüler des Saarbrücker Ludwigsgymnasium- schloss sich früh „Neu-Deutschland“ (ND) an, einem kath. Jugendbund. Der Bund wurde, unmittelbar nach der Rückgliederung 1936 mit einem Verbandsverbot belegt, löste sich aber dennoch nicht vollständig auf. Werner Reinert wurde 1936 zu einem Verhör bei der Gestapo eingeladen. nachdem ihm ein Freund- inhaftiert wegen einer verbotenen Auslandsfahrt- einen Zettel für seine Eltern aus einem Fenster des Alexandergefängnisses zugeworfen hatte und er dabei von einem Hitlerjungen beobachtet und verfolgt worden war.

1940 bestand Werner Reinert das Abitur während der Evakuierungszeit.

Nach dem Arbeitsdienst studierte er in Freiburg drei Semester Germanistik, Philosophie und Geschichte und wurde danach zur Wehrmacht eingezogen. In Ulm absolvierte er eine Ausbildung zum Funker bei der Artillerie, kam an die Ostfront, erkrankte an der Ruhr, wurde mit einem der letzten Flugzeuge aus Stalingrad ausgeflogen.

Nach einem Lazarettaufenthalt kam er nach Straßburg

zu einer Genesungskompanie und hatte wieder Kontakt zu alten Freunden der aus Saarbrücker ND -Zeit. Werner Reinert wurde informiert und reiste mit einer Pistole im Gepäck von Straßburg nach Saarbrücken, um die anderen zu warnen. Einige wurden verhaftete, andere stellten sich und wurden auch verurteilt. Werner Reinert hatte bei der Beseitigung das Indizieren uneigennützig geholfen. Während die Gestapo- mittlerweile auf ihn aufmerksam geworden- in einer Straßburger Kaserne und bei seinen Eltern in Burbach nach ihm forschte, hielt sich Reinert fürs erste bei seinem Onkel in Britten auf. Dies konnte nicht als Flucht ausgelegt werden, er war nach wie vor noch nicht körperlich auf der Höhe, verwischte indes die Spuren und schuf vor allem Zeit. sein Kompaniechef, der sich wohl sein teil dabei dachte, und die Gesinnung von Werner Reinert kannte, nahm ihn aus der Schusslinie, telegraphierte seinen Eltern. dass er unverzüglich an die Front müsse und schickte ihn nach Italien. Damit war Reinert dem Zugriff der Gestapo entzogen, jedoch aufs Neue den Schrecken des Krieges ausgeliefert.

Bei Monte Cassino wurde er durch einen Lungensteckschuss verwundet, rang ein Jahr mit dem Tod, kam 1945 nach Hause, nach Britten. „Ich werde nie wieder lachen können“ sagte er bei seiner Rückkehr. 1946 ging er erneut zum Studium nach Freiburg, promovierte 2 Jahre später mit einer Dissertation über den Sturm und Drang, in der Nazizeit, arbeitete als Deutschassistent am Gymnasium von St. German- en-Laye. Kultusminister Dr. Emil Strass holte ihn als

Referent für Jugendfragen zurück nach Saarbrücken. Er ging 1952 mit ihm nach Paris, wo er als Botschafter des Saarlandes tätig war.

Die Ablehnung des Saarstatuts in der Volksabstimmung 1955 war für Werner Reinert das Ende einer großen Hoffnung.

In seinem Roman „der dicke muß weg“ hat er diese Phase der Saargeschichte beschrieben. Erschienen 1980, 24 Jahre nach seiner Entstehung.

Nach seiner Rückkehr aus Paris 1955 wurde er verbeamtet, wurde Referent für Öffentlichkeitsarbeit in der Staatskanzlei und Regierungsdirektor in der Saarbrücker Staatskanzlei. Jahrelang war er Ghost-writer von Ministerpräsident Franz-Josef Röder, schrieb für ihn Reden, Gruß- und Begleitworte. Beide hatten sich wenig zu sagen, wechselten in all den Jahren kaum ein Wort miteinander.

1963 erschien „Knaut“, 1966 sein Lyrikband „halte den tag ans ohr“. ab 1970 sind acht Mappenwerke entstanden, 1962 war die Uraufführung seiner von Aribert Reimann vertonten „Kinderlieder“ in New York und daneben immer wieder Gedichte und Prosawerke.

Seit den 60-iger Jahren traten bei ihm manisch, depressive Anfälle auf und häuften sich mit den Jahren. Seine Biografie holte ihn ein. In depressiven Schüben verdichtete sich die Angst, daß ihm die Gestapo auf der Spur sei.

Mitte 1970 ließ er sich pensionieren und zog mit seiner französischen Frau nach Südfrankreich.

Hier entstanden weitere Gedichte und der zweite Lyrikband“ Steinkreis“. Ende 1983 zog er in die Altstadt von Marrakesch.

Anfang 1987 wurde er in Berlin an Darmkrebs operiert, starb am 03.02.1988 und wurde auch in Berlin begraben.

„In diesem Land“ entstand in den letzten Jahren seines Lebens. An dem Manuskript arbeitet er seit der Britter Zeit bis zuletzt wurde aber nicht fertiggestellt.

Klaus- Michael Mallmann hat 1989, das nicht druckreife Manuskript mit Hilfe seiner Schwester Brigitte Schwarz und seiner Witwe Colette Reinert fertiggestellt.

Das Buch ist 1989 in einem Band, als erstes Buch: „Walden = Britten“ und Zweites Buch: „Daheim und anderswo“ im Buchhandel erschienen.

Franz- Josef Emmerich hat 2025 Teil 1-- das erste Buch „Walden = Britten“ neu verfasst, den agierenden Personen und Inhalten den richtigen Namen wiedergegeben. Still, Schreibweise, Grammatik, Silbentrennung und Rechtschreibung wurden aber beibehalten. Zu erwähnen ist aber trotzdem, dass einige Abhandlungen nicht mit der Realität der damaligen Zeit übereinstimmen.